



... **DASS** JOHANNES 15,16
IHR HINGEHT 
09.—14. Juni 2016
PARTNERSCHAFTSTAGUNG
DER EVANGELISCH-LUTHERISCHEN
LANDESKIRCHE SACHSENS **Meißen**

... **AND I APPOINTED** 
YOU TO GO JOHN 15:16
9th to 14th June 2016
PARTNERSHIP MEETING
EVANGELICAL LUTHERAN
CHURCH OF SAXONY **Meißen**



Tagungsdokumentation
Conference documentation

Internationale Partnerschaftsbeziehungen der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens



Die **Peters-Weltkarte** ist eine erfrischende Abkehr von der veralteten eurozentristischen Sichtweise, welche unsere Sicht der Welt 400 Jahre lang beeinträchtigt hat. Die Peters-Karte zeigt jedes Land / Kontinent in seiner wirklichen Flächengröße und auf direkt vergleichbarer Basis. Deshalb wird die Peters-Weltkarte von vielen Kirchen und Hilfsorganisationen in aller Welt genutzt und verbreitet. Quelle: Kartographie Huber

Aus dem Inhalt:

»..., dass ihr hingehet« Internationale Partnerschaftstagung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, 9. bis 14. Juni 2016

▶ Oberkirchenrat Friedemann Oehme: Einleitung	4
▶ Bischöfin Ann Svennungsen: Bible Study	5
▶ Pröpstin Elena Bondarenko: Bibelarbeit	8
▶ Prof. Dr. Elisabeth Parmentier: Wie verändert sich kirchliches Leben heute in Europa? Eine evangelische Perspektive – Versöhnung als Ziel, Angst und Konkurrenz als Versuchung	10
▶ Bischof Dr. Alex Malasusa: Impulse »Reformation and Global Movements of Christianity in Africa«	17
▶ Pfarrer Jens Kristian Kristiansen (†): Bibelarbeit	19
▶ Dr. David Rajendran: Impulse »Social Justice and Reformation«	21
▶ Alfred Xaba: Bibelarbeit	24
▶ Oberlandeskirchenrat Dr. Peter Meis: Bibelarbeit	26
▶ Dr. h.c. Martin Junge: Reformation und unsere Verantwortung für die Eine Welt	29
▶ Landesbischof Dr. Carsten Rentzing: Grußwort	36
▶ Andrea Dombois, Vizepräsidentin des sächsischen Landtages Grußwort	37
▶ Ulrich Lilie, Präsident der Diakonie Deutschland Integration ist ein Marathonlauf, der gerade erst begonnen hat	39
▶ Wilfred Megiroo u.a.: Observations of Partnership meeting – International	44

Einleitung

Von Oberkirchenrat Friedemann Oehme, Dresden

Mit dem Themenjahr 2016 »Reformation und die Eine Welt« war im Rahmen der Lutherdekade ein Schwerpunkt gesetzt: Die Reformation ist eine Weltbürgerin. Ihre Wirkungen gehen weit über den Horizont ihres Ursprungslandes hinaus. Die Impulse aus Wittenberg haben zu radikalen Veränderungen in der Kirche und zur Ausbreitung des Evangeliums weltweit beigetragen. Diese Erkenntnis ist nicht neu. Sie wird aber lebendig erfahrbar in der Begegnung mit Christinnen und Christen unserer Partnerkirchen. Die kirchliche Partnerschaftsarbeit eröffnet diesen weiten Horizont, der uns die Wirkungen dieses Prozesses erkennen und nach den aktuellen Herausforderungen fragen lässt. Innerhalb der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens gibt es vielfältige Beziehungen von Kirchgemeinden, Kirchenbezirken, kirchlichen Einrichtungen und Vereinen zu Partnern in der Einen Welt. Im Themenjahr 2016 waren Vertreter und Vertreterinnen von Partnerschaftsgruppen aus 17 Ländern zu einer Tagung an der Evangelischen Akademie Meißen eingeladen. Gemeinsam mit ihren sächsischen Partnern bildete sie das große Netzwerk ab, das in den letzten beiden Jahrzehnten gewachsen ist. Die Gäste reisten aus allen Himmelsrichtungen an – von Kuba bis Papua-Neuguinea, von Schweden bis Südafrika. Sie kamen vorrangig aus LWB-Mitgliedskirchen, aber auch einige Freikirchen waren vertreten.

Die Tagung stand unter dem Jesus-Wort »Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und bestimmt, dass ihr hingehet und Frucht bringt.« Johannes 15,16. Dieser Sendungsauftrag Jesu war der Impuls für die thematischen Schwerpunkte der Tagung. Mit dem Thema »Reformation und die Weltbewegung der Christenheit« wurde nach den Veränderungsprozessen, die sich auf den einzelnen Kontinenten unterschiedlich vollzogen haben, gefragt. Prof. Dr. Elisabeth Parmentier, Genf, beschrieb die Wandlungen innerhalb Europas als Herausforderung. (Der Vortrag wurde in leicht gekürzter Fassung gehalten.) Bischof Dr. Alex Malasusa, Tansania, berichtet von den rasanten Entwicklungen in seiner Kirche, die aus der Missionsbewegung des 19. Jahrhunderts hervorgegangen ist und ihre eigene Spiritualität entwickelt hat. Mit dem Thema »Reformation und Gerechtigkeit« setzte sich der Direktor des Tamil Theological

Seminary (TTS), Dr. David Rajendran, Madurai, auseinander und benennt aus seinem Kontext unterschiedliche Zugänge zum Begriff Gerechtigkeit. Zum dritten Schwerpunkt »Reformation und Kultur« sprach der Generalsekretär des Lutherischen Weltbundes Dr. h. c. Martin Junge. In den Mitgliedskirchen des LWB sind die Prozesse der Inkulturation des Evangeliums verschieden, aber alle eint der Glaube an den Gott der Gnade und die daraus wachsende Verantwortung für den Nächsten. Hier findet besonders das Engagement für geflüchtete Menschen Aufmerksamkeit und Anerkennung.

Am letzten Abend der Partnerschaftstagung hatte die Kirchenleitung Vertreter aus Kirche und Gesellschaft zum jährlichen Sommerempfang eingeladen. Bei dieser Gelegenheit konnten sich die Gäste aus der weltweiten Ökumene und VerantwortungsträgerInnen aus Sachsen begegnen und miteinander ins Gespräch kommen. Der Präsident des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung, Pfarrer Ulrich Lilie, beschrieb die aktuellen Herausforderungen der Integration von geflüchteten Menschen als einen Marathonlauf, der gerade erst begonnen hat.

Die Thementage begannen jeweils mit Bibelarbeiten, wobei jeweils zwei Personen aus ihrer Perspektive den einen Text auslegten. Einige dieser Bibelarbeiten sind hier wiedergegeben. Zur Tagung gehörte auch eine Fahrt nach Lutherstadt Wittenberg. Dort begegneten die Gäste den Mitgliedern des Rates des LWB und nahmen an einem Pilgerweg rund um Wittenberg teil. Sehr sinnfällig wurde damit das Motto »...dass ihr hingehet« erlebt. Mit diesem Höhepunkt fand die Tagung ihren Abschluss.

Mit der epd-Dokumentation halten wir Ergebnisse fest, die zum Weiterdenken in den Partnerschaftsgruppen gedacht sind.

Eine Dokumentation von Texten wird die Dynamik und die Atmosphäre einer solchen internationalen ökumenischen Begegnung nicht wiedergeben können. Die Impulse der Vorträge und Bibelarbeiten mögen aber Interesse und Aufmerksamkeit finden. Wir wünschen Ihnen Freude beim Lesen und Entdecken!



Bible Study

Von Bischöfin Ann Svennungsen, Minneapolis

»...**, dass ihr hingehet« Internationale Partnerschaftstagung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, 9. bis 14. Juni 2016, Meißen**

John 15:16 You did not choose me, but I chose you and appointed you so that you might go and bear fruit – fruit that will last – and so that whatever you ask in my name the Father will give you.

May the words of my mouth and the meditations of our hearts be pleasing to you, O God. And grant us faith and wisdom and courage to follow where you lead us. Amen.

I'm delighted to be with you and honored to share with Provost Elena Bondarenko in leading today's Bible study.

Though I have a Norwegian surname, I come from a long line of both German and Scandinavian Lutherans – and I'm grateful for the faith my ancestors brought when they immigrated to America.

As you might have heard, there are lots of Lutherans in Minnesota. Our state – and our city of Minneapolis has long been a center of American Lutheranism – a bastion of Lutheran strength.

But things are changing. Yes, some of our churches are growing – but more of our congregations are shrinking. Sanctuaries once filled with a thousand worshipers are now happy with 100. People wonder if they will have the resources to keep the doors open. When I asked one church what they thought God was calling them to do and be in the next five years, an older woman said, »I just hope our church is around long enough to have my funeral.«

This is not a new reality for many in this room. But, in Minneapolis, many are nostalgic for the good old days and wonder why we can't just bring them back. Those days when the cultural supports for the church were strong.

And yet, in a profound way, this is an opportune moment for American Lutheranism – a time to reflect on our true identity – our true mission. Without cultural supports or cultural expectations, we can look more carefully at what God is

calling us to be and do. We can ask: What might it mean that people believe in Jesus and belong to faith communities not because it's supported by culture – but in spite of culture's indifference or even discouragement? What new thing is God doing in our time?

This is God's church and God is alive, calling us in new ways, to new ministry and service. So what is our identity and mission in this new time?

Are we called to save an institution? A denomination? A specific congregation? Or are we called to share the good news of Jesus Christ – to form life giving communities of faith - to join with God in seeking justice and shalom throughout the world?

Jesus says in our text for today: »You did not choose me but I chose you. And I appointed you to go and bear fruit, fruit that will last.«

Jesus says, »I chose you.« Our identity begins with God. It is God's initiative, God's action. We Lutherans begin and end with justification by faith, the good news that God loves this world and each of us with a love more powerful than any force in heaven and earth.

Theologian Mary Knutson put it this way: »Luther's contribution to the (doctrine of) justification is that he put a period at the end of it. Grace is not some power to get us to heaven, to get us to God. (point up). Rather, God comes to us and embraces us as we are...and that's all there is to it!«

This gospel word is where Lutherans are most conservative – most protective. We conserve the essence of the good news. Add to the gospel and you will lose it. Add to it and it becomes law.

And, there are plenty enough places to hear the law. A young person in my synod was asked on the radio: »Why do you go to church?« She said, »the good news we hear in the community of faith is 'you are enough.' That word is hard to find in the world.« You are enough.

»I chose you«, Jesus says, »you did not choose me«. Justification is a gift from the God who comes to us in Jesus Christ. And the text continues. »I chose you; and I appointed you to go.«

The book of Acts is an adventure-packed account of all the places those first disciples went – from Jerusalem to Samaria, to the ends of the earth. It has been very important for mainline churches in the 21st century to recognize that ours is also an apostolic age. Unless we go into the world – into our neighborhoods – into our relationships and communities – and share the Gospel – some may not hear about God’s unconditional love in Jesus. Some may not experience God’s healing embrace in a community of faith.

And it’s not just pastors who are called to this work. We are all called and sent to invite others. In America, Lutherans are known for their shyness. They ask: Me? An apostle? That wasn’t part of my confirmation classes. How can I learn as an adult? Is there training? And why didn’t our forbears in the faith teach us how to do this?

Unlike in the 1950s, people are not naturally interested in coming to church (even to a new and improved version of church). We can’t just ask what we can do better to attract people (not that that’s wrong), but how do we meet people where they are? Not, how are we going to get folks to come to us, but how do *we go* where people are – entering the neighborhoods and communities we share.

This is a key emphasis of our synod’s work in Minneapolis – helping the baptized people of God be truly present in their neighborhoods – aware of the needs and yearnings, working together with our neighbors, and humbly sharing the good news of Jesus.

I chose you. I appointed you to go. And, as branches on this vine who is Christ, you will bear fruit, fruit that will last.

The vision statement of the Minneapolis Area Synod is to »work together so all experience gracious invitation into life-giving Christian community and live in just and healthy neighborhoods.«

The fruit we hope for is that Christians extend gracious invitation to others, that we work to build life-giving, life-transforming communities of love and faith, and that we seek justice and wholeness in the neighborhoods around us – and across the globe. The fruits of invitation, community and justice.

In our synod – our tiny part of the vine – we hope to bear fruits of justice in especially four

areas: Economic justice, Racial Justice, Justice for women, and Eco Justice.

It’s probably impossible to grow four types of grapes on one small part of the vine, but that is our hope to bear four varieties – the merlot of racial justice, the chardonnay of eco justice. You get the idea.

We see an ever widening gap between the rich and the poor – especially in my country – and don’t get me started on what a Donald Trump would mean for this. Please pray for us. Also, we live in a global economy structured for the sake of the privileged. This is not the world for which God yearns. As one preacher put it, »when some people eat and others starve, you ain’t got the kingdom of God.« As God’s people, we are called to bear fruits of radical generosity, simple living, and courageous advocacy for the sake of the poor.

Some speak of racism as the original sin of American culture – a country built on the horrific enslavement of African Americans and the horrendous displacement of Native Americans. The church is called to name sin – to confess – to seek reparation. Unlike South Africa, my country has never had a truth and reconciliation process – and many wonder if our ongoing racism persists in part because we’ve never really confessed our sin.

The church in Minneapolis is showing some courage and commitment in this area – and are grateful to leaders and colleagues like my brother Kelly Chatman. He’s the best pastor I know to talk to if you want to lead a community of faith into deep engagement with the neighborhood. This year alone, his church is sending four African American young adults to seminary – many who’ve lived in community apartments owned by the church and have spent the past few years serving in this inner city neighborhood.

This year, our synod has asked each of our 150 congregations to write its own mission statement for racial justice. We believe God calls us all to acknowledge the reality of white privilege and to work for justice. I am curious to see how some of our all white congregations in the suburbs will fare in this process do in this work.

When Jesus says we will bear fruit that endures, I’m reminded of our work for the environment – God’s good creation. It is no small thing to live in this generation – whose decisions today will de-

termine which species endure – and, indeed, if the earth will endure in a form close to what it is today.

When Dr. Margot Kässmann and I were visiting about the emphases for the Ten Year observance of the Reformation. I encouraged her to consider an environmental reformation. »Luther radicalized the notion of vocation,« I said, affirming that we all have a vocation – for the sake of the neighbor. Luther was always pushing people into the community. If your town needs a mayor, become a mayor, he said. If your town needs a school, build a school. I said to Dr Kässmann: »'If your global home needs healing, find a way to do it.' Can't you almost hear Luther saying that today?«

A great place to start in this work is by reading the Pope's encyclical *Laudato Si', On Care for Our Common Home*.

Finally, though there are many ways to seek justice for women, our synod works to bear this fruit through our commitment to Expansive Language for God. We believe that the God revealed in the death and resurrection of Christ is beyond our human capacity to name or fully describe. Still, we must use words to pray and praise – and our experience of God is affected by the language we use. In our synod's shared worship services, we seek to intentionally use language for God that expands rather than limits our understanding of God's incomprehensible mystery.

In particular, we broaden our language beyond primarily male images, affirming that – if both male and female are created in God's image – metaphors and images from women's lives are important to speak of God in all God's fullness.

Theologian Elizabeth Johnson says: »Only if God is named is this more complete way, only if the full reality of historical women of all races and classes enters into our symbol of the divine, only then will the idolatrous fixation on one image of God be broken...and will we be converted toward justice in the concrete.«

Oh, some may say, this is just a first world problem, but I think that the global problem of inequality between women and men is deeply related to our language and understanding of God.

»You did not choose me but I chose you. And I appointed you to go and bear fruit, fruit that will last.« We use our gifts – we share our lives – and we invite people to a community of faith where they can find forgiveness, a new beginning, a new sense of purpose. Where they can find brothers and sisters who will truly be there for them. For that is the best gift we have to give – the Gospel that comes – unearned, undeserved – the balm that refreshes the depths of our souls.

As one person put it, »In Christianity, faith centered in Jesus as the Christ, got a foothold in the world, and for a vital and vocal minority changed the world, because it proclaimed a message that awakened men and women to possibilities for the human life that they had either lost or never entertained. That is the power of the Gospel today.«

I rejoice to see a new apostolic age – and pray the Spirit of Christ will awaken the church for the sake of the Gospel. **D**

Bibelarbeit

Von Elena Bondarenko, Moskau, Pröpstin der Zentralen Propstei Moskau der Ev.-Luth. Kirche im europäischen Russland

»..., dass ihr hingehet« **Internationale Partnerschaftstagung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, 9. bis 14. Juni 2016, Meißen**

Johannes 15,16: Ihr habt mich nicht erwählt; sondern ich habe euch erwählt und gesetzt, dass ihr hingehet und Frucht bringt und eure Frucht bleibe, auf dass, wenn ihr den Vater bittet in meinem Namen, er's euch gebe.

Nicht sichtbare Ausstellung

Vor zwei Tagen war ich zusammen mit Maria, der anderen Meißner Tagungsteilnehmerin aus Moskau, in Prag in einer wunderbaren Ausstellung. In Deutschland kennt man sicher solche Ausstellungen. Die Idee kommt aus Deutschland.

Man wird für eine Stunde total blind, weil man ein völlig dunkles Zimmer betritt. Es gibt die Ausstellungsführerin, sie ist selbst sehbehindert, sie führt die Gäste in die völlige Dunkelheit, von einem Zimmer in ein anderes Zimmer.

Die Gäste sehen nichts. Sie gehen langsam, mit Vorsicht. Sie berühren Gegenstände. Die Ausstellungsführerin bittet sie, die Gegenstände wahrzunehmen und zu sagen, was es ist. Ein Tisch, ein Apfel, ein Spiegel, eine Brücke, eine Skulptur.

Die Hände werden aktiver, sie fangen an besser zu spüren, sie beginnen zu sehen, statt der Augen. Das ist eine sehr gute Ausstellung. Sie hilft zu verstehen, wie das Leben von blinden Menschen aussieht. Es bedeutet viele Begrenzungen, aber auch viele neue Möglichkeiten. Das ist eine wirkliche Berufung, man ist berufen, blind zu leben und das eröffnet neue Horizonte und bringt eine gute Frucht hervor: ein gutes Musikohr, flinke Hände, Gefühl für materielle Gegenstände.

Kirche in Russland: Als ich zum ersten Mal unseren Bibelvers gelesen habe, dachte ich an unsere Kirche – die Ev.-Luth. Kirche in Russland. Kirchenmitglieder gibt es wenige. Es gab 100 Jahre lang zu viele Verluste: Kirchenverfolgung, unzählbares Sterben in den Lagern, Deportation und nach der Wiedergeburt der Kirche Massenausreisen nach Deutschland.

Es gibt wenige Lutheraner in Russland. Auf einem sehr großen Raum. Aber weil es so wenige sind, kennen wir einander, zumindest kennen wir alle Pröpste, Pastoren und Pastorinnen, Prediger und Predigerinnen, Gemeindevorsitzenden und aktiven Menschen. Das ist eine sehr kleine Diaspora. Manchmal freuen wir uns und loben Gott, dass es uns in Russland gibt. Manchmal sind wir voll Versagen, Enttäuschung und Einsamkeit.

Wir sind wie blind, weil wir nicht wissen: wozu sind wir als eine Minderheit in einem großen Land? Was bewegt uns? Ist es einfach ein Lebensinstinkt?

Wir sind in solchen Momenten wie blind: nur ohne flinke und gut wahrnehmende Hände.

Gottes Wort: Gottes Wort ist wirklich ein Trost für uns. »Ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt«.

Ein Leben in der Diaspora ist schwer, genauso schwer, wie ein blindes Leben. Aber es ergibt keinen Sinn, es zu bereuen. Nicht wir haben so einen Weg erwählt, sondern Jesus Christus hat uns erwählt. Wir sind zu unserem konkreten Weg, in unseren konkreten Kontexten und Ländern erwählt und berufen.

Unsere verschiedenen Berufungen bedeuten zwar bestimmte Begrenzungen, aber auch ganz neue Horizonte. Des Weiteren verspricht uns Jesus Christus eine Frucht. Ein wunderbares Ohr für Musik. Schnelle und begabte Hände für die Kunst. Ein anderes Lebenswahrnehmen. Ein besonderes Gefühl, dass das, was schwach und nichtig in menschlichen Augen ist, wichtig für Gott ist, weil Er das selbst geschaffen hat. Gott schenkt uns dieses Verständnis und verspricht uns, uns in unseren Gebeten zu begleiten. Auch in unserem Leben und in unserer Berufung.

»Wenn ihr den Vater bittet in meinem Namen, er's euch gebe.« Wir werden Ihn bestimmt um Trost bitten. Um Begleitung und Unterstützung, um sein tägliches Brot. Um die notwendigen Menschen in unserem Leben.

Manchmal denken wir: wir brauchen so viel! Aber wenn wir richtig darüber nachdenken, ist es

wirklich so viel? Das Gebet des Herrn ist allumfassend. Wir brauchen nicht viel, aber alles, was wir brauchen, ist sehr tief und hat eine riesige Bedeutung fürs Leben. Gott selbst ist in unserem Leben und gibt ihm einen Sinn. So wie er uns materielle Dinge und Menschen schenkt, gibt er uns Vergebung und liefert eine Orientierung.

Wieder erinnert es an die nicht sichtbare Ausstellung in Prag: Orientierung in der Dunkelheit.

Das ist, was wir alle brauchen – Gott verspricht es uns. Wir werden ihm folgen, damit wir nicht verlorengelassen werden.

Jesus Christus sagt:

»Ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt, und gesetzt, dass ihr hingehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe, damit, wenn ihr den Vater bittet in meinem Namen, er's euch gebe«.



Wie verändert sich kirchliches Leben heute in Europa? Eine evangelische Perspektive – Versöhnung als Ziel, Angst und Konkurrenz als Versuchung

Von Prof. Dr. Elisabeth Parmentier, Fakultät für evangelische Theologie, Universität Genf (Schweiz), Institut lémanique de théologie pratique

»... dass ihr hingehet« Internationale Partnerschaftstagung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, 9. bis 14. Juni 2016, Meißen

Zum Jubiläumsjahr der Reformation hat die gemeinsame lutherisch-römisch-katholische Kommission für die Einheit einen Text veröffentlicht, der zur Zeit weltweit Beachtung findet in der Vorbereitung der Feiern von 2017. Die Hauptthese lautet: das Jubiläum gehört nicht den evangelischen Kirchen, sondern hat auch einen Sinn für die katholische Kirche, trotz der Trennung. Die Reformation feiern heißt: die Wiederentdeckung des Evangeliums bedenken. Was wir gemeinsam feiern können ist das Evangelium des in Jesus Christus geschenkten Heils.¹

Das Evangelium hat gewirkt, aber wie? Wie hat in den letzten Jahrzehnten dieses Evangelium die reformatorischen Kirchen beflügelt, wie hat es sie weitergebracht, und einander näher im Zeugnis des Evangeliums? Welche Phänomene zeichnen sich ab in und zwischen den Kirchen – in Europa? Was ist aus den Erben der Reformation geworden im Mutterland dieser Bewegung?

Europa ist der Kontinent, dem nachgesagt wird, er sei der säkularisierteste der Welt, jedenfalls der Religion gegenüber am kritischsten. Noch radikaler kann dies gesagt werden von Westeuropa, wo Säkularisierung auch Entkirchlichung mit sich brachte. Das Schicksal der evangelischen Kirchen gleicht dem der katholischen Kirche: den religiösen Traditionen bleiben die meisten Westeuropäer bewusst fern, aber immer mehr begeben sich auf die Suche nach Transzendenz, innerer Heilung, Sinn und Beziehung, kurzum: das Sterben der Kirchen geht einher mit dem Verlangen nach »Spiritualität«.

Können die Kirchen, die in der europäischen Gesellschaft kaum noch Autorität haben, einem Evangelium dienen, von dem sich die meisten gar nichts versprechen?

Im Folgenden soll von der Diagnose ausgegangen werden, dass die Kirchen vor einem »Double Bind«² stehen:

– zwischen globaler Öffnung einerseits, und Bewahrung der eigenen Identität (aus Angst) andererseits

– zwischen grenz- und konfessionsübergreifendem Zeugnis, und Kirche als Nischen Gleichgesinnter

A. Kirchen zwischen globaler Öffnung ... und Bewahrung der eigenen Identität

Seit der Reformation haben die Evangelischen Kirchen versucht, ihre Trennung zu überwinden. Dies gelang aber vollends erst im 20. Jahrhundert. Der erste Auslöser war der Wille, zu einem gemeinsamen Zeugnis zu kommen. Dies machte sich die Weltkonferenz der evangelischen und anglikanischen Kirchen in Edinburgh 1910 zum Ziel, indem die Kirchen die bestehende missionarische Konkurrenz zwischen ihnen kritisch hinterfragten. Dazu kamen paradoxerweise die zwei Weltkriege, die die Kirchen zum Aufschrei führten, dass es ein solches Massaker nie wieder geben sollte! Der dritte Auslöser kam mit dem zweiten Vatikanischen Konzil, als auch die katholische Kirche sich bereit zeigte, den Dialog aufzunehmen. Dabei war (und bleibt) das zusammenwachsende Europa eine kirchenverbindende Motivation.

Der Kampf um den Frieden in Europa

Nach 1945 folgten 60 Jahre Friedensarbeit, und evangelische Kirchen wurden Expertinnen in der Erfahrung und den Methoden der Versöhnungsarbeit zwischen Völkern, Ländern, Konfessionen und Kulturen. Das Programm des Europarates in Strasbourg heißt: »Einheit in der Verschiedenheit«, und das ökumenische Programm der Kir-

chen stellte sich schon vor den europäischen Bemühungen, auf Vorschlag des LWB, als »Einheit in versöhnter Verschiedenheit« dar. Es wurde von den Kirchen klar formuliert, dass die Versöhnung der Völker und Menschen in Europa nur glaubwürdig vertreten werden kann von den Kirchen, wenn sie selbst als miteinander Versöhnte umgehen.

Heute zeigt sich in der Krise um die Migranten, wie sehr die politischen und die kirchlichen Leiden sich nahe sind: können wir uns öffnen? Wie weit, ohne uns zu verlieren? Wie viel Gemeinschaft ist lebbar? In diesen Sorgen können die Erfahrungen der Kirchen in Europa besonders hilfreich sein, weil die Kirchen selbst auch einen Weg der Überwindung der Ängste zu beschreiten hatten und weiterhin haben.

In Europa bewirkte insbesondere die *Leuenberger Konkordie* ab 1973 eine große Veränderung, von der Profilierung getrennter Kirchen zum differenzieren Konsens bis zur Kirchengemeinschaft: »Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa« (GEKE, ehemals »Leuenberger Kirchengemeinschaft«)! Dies ist ein geglücktes Beispiel einer Einheit in Verschiedenheit, die Gemeinschaft erleben lässt und grenzüberschreitende Versöhnungsarbeit in Europa leistet zwischen 104 evangelischen Kirchen in Europa und Südamerika. Das Einheitskonzept beruht auf dem gemeinsamen Zentrum des christlichen Glaubens, das die Reformatoren in der »Rechtfertigungsbotschaft« sahen, als »Botschaft von der freien Gnade Gottes« (§6). Dieser gemeinsame Glauben erlaubt es, die in den Bekenntnisschriften ausgesprochenen Lehrverurteilungen als nicht mehr zutreffend anzusehen.

Es bietet sich hier ein Modell der Konfliktlösung an, das die Unterschiede hochschätzt. Dabei werden die Konflikte diskutiert, denn die »erklärte« Gemeinschaft muss »realisiert« werden auf vier Gebieten: theologische gemeinsame Weiterarbeit, kirchliches Leben und Strukturen, gemeinsames Zeugnis und Dienst, weitere ökumenische Ausrichtung.

Was bringt solch eine Gemeinschaft von Kirchen dem europäischen Prozess? Zunächst die Tatsache, dass Versöhnung ehemals getrennter Kirchen möglich ist, weil sie sich im Laufe der Geschichte verändert haben. Sie haben durch ihre Dialoge ökumenische Etappen entwickelt für die Überwindung der Konflikte und der Klärung der Streitfragen. Diese Etappen bilden wahrhaftig auch einen spirituellen Weg:

– Der Umgang mit den ehemaligen Verwerfungen und die Bitte um Verzeihung bringen einen befreienden Umgang mit der Vergangenheit

– Die theologische Diskussion über die Bedeutung des Heils durch Jesus Christus brachte die Überzeugung, dass die evangelischen Kirchen in der Verschiedenheit ihrer Bekenntnisse den gemeinsamen Grund der Einheit in der Vielfalt bekennen

– Dieser gemeinsame Grund erlaubte die Erklärung von Kirchengemeinschaft und die gegenseitige Anerkennung von Predigt und Sakramenten

– Diakonie und gemeinsames Zeugnis in der Gesellschaft sind Früchte dieser Gemeinschaft

– Diese öffnet sich einer weiteren ökumenischen Ausrichtung, die äußerst wichtig ist, denn mit dem europäischen Prozess sehen sich die Kirchen neuen Herausforderungen ausgesetzt. Sie müssen sich fragen lassen, was die westliche Theologie mit den Kirchen des Ostens verbindet, sowie mit den Kirchen des Südens oder anderer Kontinente? Wie können Christen einen konstruktiven Dialog führen mit dem Judentum und dem Islam?

Solche Erklärungen und Vertiefungen gelebter Gemeinschaft zeigen eine erhebliche Veränderung der evangelischen Kirchen im Umgang miteinander. Denn die Schwäche der Evangelischen Kirchen liegt in ihrer Verstreuung, in ihrer Schwierigkeit, über die lokale Ebene hinweg zusammenzuarbeiten und zu entscheiden. Alle diese Dialoge wurden begleitet von den Forschern im »Institut für ökumenische Forschung« in Strasbourg, das 1965 als lutherische Stiftung für ökumenische Forschung weltweit vom Lutherischen Weltbund eingesetzt wurde.³

So wurde dieser wichtigste Schritt, miteinander eine Kirchengemeinschaft einzugehen, auch auf Weltebene umgesetzt. Die konfessionellen Weltbünde haben sich als Gemeinschaft von Kirchen weiterentwickelt. Der lutherische »Weltbund« wurde nach der Vollversammlung in Canberra 1991 offiziell eine Kirchengemeinschaft (*communio*), der reformierte Weltbund 2012 eine Gemeinschaft von reformierten Kirchen (*A communion*). Die anglikanischen Kirchen sind bereits »The Anglican Communion«, und die methodistische Kirche sieht sich auch als Gemeinschaft, die sich sowohl global als lokal ausdrückt. Gemeinschaft drückt sich vor allem im Gottesdienst (und der Theologie) aus: die evangelischen Kirchen tragen einen gemeinsamen Namen und damit die Verantwortung für eine Großfamilie, in der auch

die Kleinsten ihren Platz haben. Aus der Liturgie und dem Gottesdienst entsteht eine gemeinsame Theologie und eine geteilte Tradition.

Die Angst, der wirksamste Feind gegen Versöhnung

Aber andererseits haben gerade die Kirchen, die im heutigen Europa schwinden, Angst vor dem Identitätsverlust: Profilierung und Konkurrenz sind weiterhin in der Kirchenpolitik dominierend, u. a. aus Angst vor dem Identitätsverlust. Heute wird die Frage der Identität zu einem Kristallisationspunkt der ökumenischen Schwierigkeiten. Das Problem liegt in den verschiedenen Dimensionen einer Identität, die geschichtlich gewachsen und ethnisch-national orientiert ist. Es geht nie nur um theologische Standpunkte, sondern um das komplexe Zusammenspiel von Geschichte, Kultur, Mythen, Tradition.

Aus diesem Grund sind in der ökumenischen Arbeit die sozio-politischen und die ethischen Fragen viel markanter als die klassischen theologischen Auseinandersetzungen. Pastorale Entscheidungen (Euthanasie, Segnungen von homosexuellen Partnerschaften) werden heute zu brennenden, ja beinahe kirchentrennenden Fragen! In solchen Situationen zeigt sich, wie subversiv das Teilen im Abendmahl und im gemeinsamen Gottesdienst ist. Hält der Grundkonsens über den Glauben an das rechtfertigende Handeln Jesu Christi als Grundartikel und als Entscheidungskriterium diesen Herausforderungen stand? Können die Kirchen als eine um Christus versammelte Gemeinschaft noch miteinander die Verkündigung des Evangeliums tragen und gemeinsam die Sakramente feiern?

Und: wie können die Kirchen, die Minderheiten sind, im Chor der Kirchengemeinschaft hörbar werden, wenn sie nicht einverstanden sind? Hat die Mehrheit wirklich recht? Wer sagt, wo der richtige Weg ist, wenn kein *Magnus Consensus* möglich ist?

Dringender wird aber in der Zukunft die Frage des Umgangs mit Menschen anderer Religionen sein. Der Islam wird durch die Gewalt, die die Terroristen ausbreiten, zum Erzfeind und zum Zerrbild aller Feindschaften. Viele Menschen in Europa haben sich massiv gegen die Einwanderungen von Migranten ausgesprochen, auch da wo die Regierungen die Grenzen öffneten. Es handelt sich nicht so sehr um generelle Ausländerfeindschaft als vielmehr um eine Angst vor einer größer werdenden Zahl von Moslems, die

mit einem konservativen Islamismus gleichgesetzt wird. Dieses Vorurteil ist besonders ausgeprägt bei den Menschen, die keine Kenntnisse über Religionen haben, und dies ist überwiegend der Fall in Ländern, die durch die Trennung von Staat und Kirche keinen Religionsunterricht und kaum Informationen über die Religionen erhalten können. In Frankreich z. B., wo die Angst vor dem Islam immer größer wird und natürlich durch die Attentate (in Paris am 13.11.2015, in Nizza am 14.7.2016) geschürt wird, gibt es seit 1905 keinen Religionsunterricht mehr an den Schulen. Seit 2005 wurde die Möglichkeit eingeräumt, dass die Literatur- und Geschichtslehrer einige Elemente der Religionswissenschaft in ihr Programm integrieren, aber dies ist ihnen freigestellt, und in den Medien gibt es Diskussionen über die Religionen nur in Zusammenhang mit Katastrophen, so dass kein entkrampfter Umgang mit dem Glauben möglich ist. Die Regierung spricht sogar von einer notwendigen Radikalisierung der französischen »Laïcité«, die dazu führen könnte, dass Religion und die geistlichen Bedürfnisse der Menschen völlig ins Abseits geraten und nur noch als Aberglauben interpretiert werden.

B. Kirchen zwischen grenz- und konfessionsübergreifendem Zeugnis... und Nischen Gleichgesinnter (»Heimat«?)

Bislang waren die lutherischen und reformierten Kirchen in Europa sehr diskret in der missionarischen Tätigkeit in Europa. Die Aufklärung war dabei der erste Wendepunkt, mit der Kritik der Wissenschaft und der Philosophie. Die Zeit der Entkolonisierung brachte den Sinn einer Mission in anderen Ländern zum Stillstand. In den aufgeklärten Ländern Europas war auch die innere Mission verpönt, auch wenn oft die Kirchen eine wichtige Rolle in der Gesellschaft spielten. Die Diakonie, die Ausbildung und die pastorale Begleitung wurden zu Orten der impliziten Mission, die die europäische Welt und Gesellschaft viel mehr geprägt hat als das explizite christliche Zeugnis, das von den Freikirchen viel intensiver eingesetzt wurde.

Heute aber sind explizite Mission und Evangelisierung nicht mehr den Freikirchen vorbehalten, sondern werden zu einer Bemühung aller Kirchen. Diese suchen nach Methoden, um heute mutiger und motivierter den christlichen Glauben zu bekennen in einem Kontext von Atheismus, oder Gleichgültigkeit, oder gar Angst vor dem Islam. Offizielle Möglichkeiten für das Zeugnis gibt es nicht. Auch hier ist das Beispiel der französischen »Laïcité« sprechend: Diese sollte die

Gleichheit aller Religionen, sowie die Neutralität des Staates garantieren. Jedoch wird in Wirklichkeit immer mehr der Staat, oder »die Republik« zum Ersatz für die religiöse Dimension, und die Werte der »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« ersetzen jegliche Glaubensüberzeugung. Die Entchristlichung ist besorgniserregend, wie auch in manchen Ländern der ehemaligen kommunistischen Welt, wie z. B. die neuen Bundesländer: wenn die Jugend nichts mehr weiß vom Christentum, haben sie auch nicht die Kompetenz, die anderen Religionen zu interpretieren.

Viele lutherische und reformierte Kirchen (und sogar die katholische Kirche) suchen deshalb Rat und Modelle bei den Freikirchen, die sich in der Vergangenheit gegen sie profiliert haben, aber jetzt sich ihnen nähern, um größere christliche Präsenz zu zeigen und gemeinsam Einfluss in der Gesellschaft zurückzufinden.

Neue Beziehungen mit Freikirchen...

Mit der *Leuenberger Konkordie* kam eine neue Situation von Kirchengemeinschaft zwischen methodistischen, lutherischen, reformierten und unierten Kirchen in Europa. Interessant ist aber, dass in manchen Ländern, in denen diese Kirchen eine kleine Minderheit sind, sich die Gemeinschaft erweitert hat.

In Italien gibt es seit 1990 eine »gegenseitige Anerkennung«⁴ zwischen der Union der Waldenser- und Methodistenkirchen und der Union der Baptistinnenkirchen, trotz der Polemik um die Kindertaufe: »Trotz der Schwierigkeit und Wichtigkeit des Problems (der Kindertaufe), ist dies kein Hindernis für die volle Gemeinschaft zwischen unseren Kirchen« (§3.8). Revolutionär! Denn trotz verschiedener Taufformen ist der theologische Grund den Kirchen gemeinsam, weil beide sich auf das Bekenntnis des Glaubens berufen (§3.9), und weil das Neue Testament den Früchten der Taufe mehr Wichtigkeit beimisst als ihrer Form (§3.10). Und das Argument ist nicht die Kirchengemeinschaft als solche, sondern der christliche missionarische Auftrag: »Der Sinn unseres Treffens und unseres Willens zusammen zu leben und uns zusammen als Kirchen zu entfalten ist Evangelisierung. Es ist ein wichtiger Akt, sich gegenseitig anzuerkennen, und diese gegenseitige Anerkennung hat Anteil an einer missionarischen Tätigkeit, die für uns alle verbindlich ist, und verhilft uns zu einer vertieften Erneuerung unseres individuellen und kirchlichen Lebens [...]. Wir geben dadurch der evangelischen Welt in Italien, die noch so uneinig ist, ein kleines Zei-

chen der Einheit« (§4). Die gegenseitige Anerkennung als Kirchen lässt die verschiedenen Taufformen zu.

Im weiteren Rahmen der »Gemeinschaft evangelischer Kirchen in Europa«, wurde ein solcher Dialog auf die baptistischen Kirchen Europas 2005 erweitert, und führte zu einem Text, der für die gegenseitige Anerkennung der Taufe auf europaweiter Ebene plädiert. Aber die Kirchen zögern, sich darauf einzulassen und das Ziel ist noch nicht erreicht.

Auch mit Adventisten und klassischen Pfingstkirchen gibt es lokale und internationale Dialoge und Zusammenarbeit.

...Aber Distanz und Gegenprofil der Neopentekostalen!?

Jedoch kommen heute auch ganz entgegengesetzte Bewegungen auf, die sich, im Gegensatz dazu, auf einem eigenen Kurs profilieren. Auch sie nennen sich »Pfingstbewegungen« oder »charismatisch«, wollen aber der evangelischen Welt nicht angehören, sondern überkonfessionell und unabhängig Mission betreiben. Diese Bewegungen haben weltweite Ausweitung und folgen keiner Grenze.

Sie sollen nicht verwechselt werden mit den charismatischen Flügeln, die bereits in den Kirchen integriert sind. Hier soll die Rede sein von Kirchen oder Gemeinden, die bewusst überall Mission betreiben wollen, auch bei Menschen anderer Kulturen und Religionen, und deren Ziel es ist, so viele »Seelen« wie möglich zu sich zu rufen. Sie entwickeln neue Formen von Kirche, in denen die konfessionellen Markenzeichen schwinden, insbesondere in vielen nicht-denominationellen oder unabhängigen Kirchen, deren Ziel keineswegs mit einer Vertiefung einer gemeinsam erlebten Kirche kompatibel ist. Die »eine« christliche Kirche wird virtuell bekannt, aber kongregationalistisch gelebt. Nach einer Zeit der kirchlichen Allianzen, dann der Unionen, erleben wir heute einen Boom dieser nicht-denominationellen Identitäten, und dies nicht nur in verschiedenen europäischen Ländern, sondern auch auf globaler Ebene. Im *Ökumenischen Rat der Kirchen* (ÖRK) bilden immer mehr nicht-denominationalen Kirchen oder unabhängige Kirchen die Mehrheit, so dass die Suche nach der Einheit der Kirche kaum mehr möglich ist (und nur noch den Kirchen, die in der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung – Faith & Order – engagiert sind, vorbehalten ist). Nach dem »Paradigmenwechsel«, der von Konrad

Raiser aus diesem Grund erwünscht wurde,⁵ hat der ÖRK nun eine Gesprächsplattform eingesetzt, die eine Basis für freie Begegnung anbietet: das *Global Christian Forum*.

Wäre damit das Problem der Trennung der Kirchen gelöst? Keineswegs, denn neue Grenzen entstehen!

Andere nicht-konfessionelle Modelle für die Postmoderne: Emerging Churches

In Australien, den USA, Neuseeland und später in Europa besonders auf den britischen Inseln entstanden Ende des 20. Jahrhunderts, überwiegend im anglikanischen Kontext, »neue Ausprägungen von Kirchen« (*Fresh expressions of Church*), als Konstellationen, die sich »Emerging (manchmal *emergent*) Churches« nennen, und sich als Prozess, Bewegung, Strom, ja sogar »flüssige Kirchen« definieren, also lauter Adjektive, die einer beweglosen Definition von Kirche widersprechen. Manche historischen Kirchen entwickeln auch solche Möglichkeiten (deshalb auch *emergent*, weil sie den offiziellen Kirchen entspringen), aber es handelt sich um Gruppen oder einzelne Gläubige, Bewegungen oder Gruppierungen, die nicht in klassische ekklesiologische Modelle oder in konfessionelle Schablonen eingesperrt werden wollen. Sie gehen auch vom Modell einer nicht-denominationellen Gebundenheit aus, aber sie sehen ihre gemeinsame Identität in der Suche einer Spiritualität für heute und in gemeinsamen Interessen. Sie definieren sich über ihre Projekte, über ihre spirituelle Suche, über die Orte, in denen sich die Kreativität ihres Glaubenslebens ausdrückt: Cafés, Kunstateliers, oder Internet. Institutionalisierung ist verpönt, Wachstum geschieht durch das Interesse der Personen an Projekten, an Liturgie, an Erfahrungen oder an Ereignissen.

Auch hier wird die Konfessionszugehörigkeit aufgegeben oder ist zweitrangig, weil der gemeinsame Nenner die »Suche nach Jesus Christus« ist, und der Versuch, ihrer Zeit und ihrem Ort zu »entsprechen«. Interessant ist, dass diese Definition mehrere Bedürfnisse heutiger Mitmenschen anspricht: es geht mehr um individuelle Personen als um irgendwelche Traditionen, jedoch ist auch der gemeinschaftliche Aspekt sehr stark. Es geht darum, sich über die Figur Jesu zu einer Gemeinschaft zu binden, die aber auch virtuell existieren kann oder nur aus sporadischen Begegnungen besteht.

Der Glaube wird nicht in Lehrformeln gedeutet, sondern in der Bewegung der Jesussucher. Das Zusammentreffen zwischen dem Glauben und der Kultur ist ausschlaggebend. Moderne Medien stehen sozusagen Modell für diese Art von Kirche, die sich wie ein großes Kommunikationsnetz über persönlichen Erfahrungsaustausch und narrative Interaktivität ausbreitet. Lehre, Katechese, Dogmen finden keinen Platz in dieser Logik, die einfach eine Jesusgemäße Orthopraxis betont.

Die Kriterien der Konsenssuche im Glauben sind in den Hintergrund gedrängt, denn der höhere Wert ist das Kommunikations- und Relationsnetz. Nicht die Glaubensinhalte sind ausschlaggebend, sondern die Projekte, das Leben und die Erfahrungen der Suchenden. Zusammengehörigkeit hängt nicht von gemeinsamen Überzeugungen ab, sondern von der Entscheidung, miteinander in Kommunikation zu bleiben. Kennzeichnend für die Postmodernität ist die Tatsache, dass die erhoffte Versöhnung der Kirchen in diesen neuen Formen von Kirche nichtssagend ist! Aber handelt es sich hier wirklich um Kirche?

Migrantenkirchen – ethnische Kirchen?

Das Phänomen der Migrationskirchen oder der internationalen Kirchen wird erst jetzt bewusst mit den großen Migrationswellen wahrgenommen, obwohl solche Kirchen seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts existieren. Bislang konnten sie als Randerscheinungen eingestuft werden. Dies ist aber nicht der Fall in Ländern, in denen die evangelischen Kirchen als kleine Minderheitskirchen leben. Denn die Migrantenkirchen und -gemeinden sind bereits in manchen Ländern nicht weit entfernt von den Zahlen der Gläubigen des Gastlandes: in Italien sind 60% der Protestanten Migranten. Sie werden soweit wie möglich in die evangelischen Gemeinden integriert, besonders in der Waldenserkirche. In Frankreich machen sie bereits 10% der Protestanten aus, aber sie bilden eigene Gemeinden und sind selten im Land gut integriert. Die »Diasporakirchen« und die Minderheiten sind somit nicht unbedingt die ausländischen Kirchen! Wie kommen die Kirchen vor Ort in dieser unerwarteten neuen Komposition des Protestantismus zurecht? Dies ist für evangelische Kirchen eine sehr wichtige Herausforderung der Zukunft.

Die große Gabe der Migrantenkirchen ist ihre Fähigkeit, die Migranten und Ausländer zu ermächtigen und den Glauben mutig zur Sprache zu bringen. Das gemeinschaftliche Leben stärkt Vertrauen- und Selbstwertgefühl im Glauben,

schafft Gerechtigkeit und gibt eine zweite Heimat. Die Kirchen im Gastland wiederum brauchen sowohl Demut, um dies von anderen zu akzeptieren, als auch Selbstbewusstsein, um sich ihrer eigenen Gaben bewusst zu werden und sie mit den Ankömmlingen zu teilen.

Andere Fragen stellen sich wiederum mit neopentekostalen Migrantkirchen, die extrem die Heilung und Geisteraustreibung praktizieren, und diese zu Voraussetzungen machen für den »richtigen« Glauben. Oft zeigt sich eine Theologie des Segens, die diesen als Wohlstand missversteht, und dies kann für reformatorische Kirchen nicht akzeptabel sein. Mit solchen Kirchen wird besonders die biblische Hermeneutik ein wichtiger Streitpunkt sein.

Eine große Angst lokaler Kirchen ist die Vermutung, dass viele dieser Kirchen nicht so sehr von ihrer kulturellen Spezifität her zu verstehen sind, als vielmehr vom Auftrag, den sie sich geben, als Menschen aus dem Süden den Kirchen in Europa das Evangelium zu bringen. Dies könnte als eine Chance für die Kirchen im Gastland verstanden werden, aber nur wenn es gelingt, dieses Projekt gemeinsam durchzuführen.

Migrantkirchen sind vielleicht die besten Partnerkirchen der Zukunft, und es ist äußerst wichtig, dass die reformatorischen Kirchen sich dem Dialog stellen. Es hängt vieles davon ab, ob diese neue Situation als Chance für das gemeinsame Bezeugen aufgegriffen sein kann, und ob alle Beteiligten bereit sind, ihre Auffassungen kritisch zu prüfen. Beide Seiten brauchen Kriterien für die Unterscheidung der Geister.

Herausforderungen für die Zukunft

Was sind die Merkmale der christlichen Kirche?

Die neuen Bewegungen und Gruppierungen stellen eine Frage, die erstaunlich klingt: müssten wir nicht uns aufs Neue darauf besinnen, was die *notae ecclesiae* bedeuten? Einheit und Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität scheinen heute kaum noch Sinn zu machen. Kirche wirkt eher wie ein Zusammenkommen von Einzelnen als verpflichtete Gemeinschaft in Christus über die lokale Ebene hinweg. Sie wird eher gesehen als Treffen Gleichgesinnter, und nicht mehr als Gemeinschaft Zusammengerufener. Sie begnügt sich mit Wahlverwandtschaften und ist nicht mehr Ruf aus den Gewohnheiten in die Nachfolge.

Wird in den neuen Modellen von Kirchengemeinschaft nicht jede »Wahrheit« unterschiedslos akzeptiert? Gibt es noch eine Suche nach der Wahrheit? Was sind ihre Kriterien? Wie wird das Gewissen des Einzelnen geschult?

Schwieriger noch: muss eine Kirche erfolgreich sein, um zu beweisen, dass sie geistgewirkt ist? Sind die Früchte des Geistes immer sichtbar? Wem wird in den Kirchen zugetraut, die spirituelle Autorität zu haben, falsche und richtige Lehre zu unterscheiden?

Können die Christen sich den Dialog mit anderen Religionen zutrauen?

Die Notwendigkeit des interreligiösen Dialogs ist zweifellos die Sorge des neuen Jahrhunderts. Dieser verlangt jedoch nach überzeugten Christen, die offen genug sind für andere Perspektiven, ohne ihre eigene Tradition zu verbergen. In Dialog treten kann aber nur, wer sich seiner eigenen Identität sicher genug ist, um sich der Andersartigkeit ohne Angst auszusetzen. Für die Christen ist der interreligiöse Dialog schwierig, denn nach der Aufklärung und der Dekonstruktion und Kritik des Christentums wegen Kreuzzügen, Weltkriegen und der Shoah bleiben die Kirchen mit Schuldgefühlen behaftet. Die anderen monotheistischen Religionen hingegen treten voller Selbstbewusstsein auf, so dass ein Ungleichgewicht entsteht. Es ist deshalb wichtig, dass die Kirchen sich darüber einig werden, was sie Besonders zu bezeugen haben.

Sind die Evangelischen noch reformatorisch?

Eine Ökumene ohne Konfrontation mit der Geschichte und der Traditionen ist kurzfristig und wird auf Dauer die vergessenen Geschichten nicht zurückhalten können, weil sie die Identitäten zu sehr mitprägen. In der ökumenischen Bewegung haben wir gelernt, wie hilfreich und heilend die Methode eines gemeinsamen Durchgangs durch die Geschichte wirkt.⁶

Aber der Rückblick und die Forschung der Vergangenheit sollen kein Ziel in sich bleiben. Neben den sorgfältigen Lehr- und Konsentexten, die ganz genau die Unterschiede und die Gemeinsamkeiten präzisieren, sollte auch eine Sprache für das Zeugnis treten, die Ereignischarakter haben kann. Neue Sprachformen, wie narrative oder poetische Sprache, könnten die heutigen Mitmenschen wieder zum Interesse an den Fragen des Glaubens führen.

Wie könnte die heutige Formel der reformatorischen Christenheit lauten? Mein Vorschlag: Befreite und versöhnte Christen – befreiende und versöhnende Kirchen!

Anmerkungen:

¹ *Vom Konflikt zur Gemeinschaft. Gemeinsames lutherisch-katholisches Reformationsgedenken im Jahr 2017, Bericht der gemeinsamen lutherisch/römisch-katholischen Kommission für die Einheit, Leipzig/Paderborn, Evangelische Verlagsanstalt/Bonifatius, 2013.*

² *Spannung zwischen 2 Wünschen, die sich widersprechen*

³ Siehe: <http://www.strasbourg-institute.org/>

⁴ http://www.ucebi.it/pdf/documenti/-bmv_documento_reciproco_riconoscimento.pdf

⁵ Konrad Raiser, *Ökumene im Übergang. Paradigmenwechsel in der ökumenischen Bewegung*, Kaiser, 1995.

⁶ Insbesondere im gemeinsamen Gang durch die Geschichte, wie in der Methode »Healing of Memories«, z. B. in: *Heilung der Erinnerungen – Versöhnung in Christus. Bericht der internationalen lutherisch-mennonitischen Studienkommission, 2010.* 

Impulse »Reformation and Global Movements of Christianity in Africa«

Von Bischof Dr. Alex Malasusa, Tanzania

»...**, dass ihr hingehet« Internationale Partnerschaftstagung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, 9. bis 14. Juni 2016, Meißen**

Preamble

Reformation that took place 500 years ago sparked a new wave of Christianity across Europe. In the last quarter of the 16th century many provinces in Europe experienced a clear schism between newly founded Protestant churches and the Roman Catholic Church. Lutheran, Calvinist and Puritan movements established themselves as independent churches. Despite little continuity of the sparkles of reformation of the 16th century, modern African Christianity owe much to missionary movements of 19th and 20th century, which spread Christianity through evangelization as a core element of reformation.

African Context

Africa is a vast continent which had been in touch with the biblical world since Old Testament and early New Testament times. Northern and North-Eastern African people interacted with biblical people and contributed to today's modern Christianity through its African church fathers such as Tertullian (160-225 CE), Origen (185-254 CE), Athanasius (296-373 CE), and Augustine (354-430 CE) whose influence went through the Middle Ages. Taking into consideration these beginnings, already Africa had played an important role in global Christian movements.

Reformation as a product of the humanistic movements of the late Middle Ages is linked to African movements of Christianity through the influence of Augustine to reformers such as Martin Luther. However, Augustine as the mentor of reformers does not feature much in the modern African Christianity of the 19th and 20th century since such a Christianity was influenced by Western civilization engraved by colonialism.

Reformation and African Christianity

Modern global protestant missionary movements were preceded by pietistic movements in the mid

17th and the whole of the 18th centuries. Pietistic movements were a reaction against absolute monarchies which robbed individuals and small territories their rights to decide on their political and social matters. This movement was also a reaction against enlightenment and feudal economy which left the majority of the people poorer. The influence of renewal movements in Europe in the beginning of the 19th century led to individual commitment to discipleship and mission.

Global colonial movements in the epoch and discovery of marine transport secured free movements of missionaries whose aim was to bring good news to people without faith (in the language of this time »to savages«). With the partition of the African continent in 1884, colonial settlements came hand in hand with the establishment of mission centres by missionaries from respective countries of European origin. No wonder, Protestant churches were established along colonial establishments. For instance, Tanganyika which became a Germany colony in the end of 19th century, experienced the work of Lutheran Berlin III, Berlin I, and Leipzig and also Moravian mission societies.

It has been proven beyond doubt that evangelization of Africans was mixed with patterns of colonial civilization. The diverse outcome of the two world wars in the beginning of the 20th century brought about a blow to global Christianity which had identified itself with modern civilization. The landmarks of real Christianity were now to be carried by indigenous Christians who had converted amidst such a global confusion of colonialism and wars.

The influence of missionaries of the 19th and 20th centuries is centred on their efforts to translate the Bible into local languages. Such endeavours resulted into the establishment of schools and Bible Colleges where local people were trained to read and translate the Bible. It is this point where Africa is well connected with the Reformation of the 16th century which emphasized the translation of the Bible into people's languages. Martin Luther in his reformation agenda wanted to have the church rooted in biblical interpretations and not in the interpretations of church traditions. He then spent much

time translating the Scriptures into German. Scriptures are made global source of spirituality into local communities through translations.

Modern Christianity in Africa

The strength of African Christianity has been its identification with biblical traditions. The growth of African Christianity has been through evangelization. All established churches have taken evangelization as their sole objective of the mission work. The Bible plays a central role in the mission work.

There have been claims that many Africans understand the Bible literally. However, it is important to critique such claims. The Bible during the 19th and 20th century was mistakenly taken by missionaries as a tool for civilizing Africans. It should be taken seriously that the civilization that embraced colonialism is on the contrary criticized by the same Bible for having oppressive and exploitative institutions of the powerless. In fact, the Bible should be a civilizing agent for those who consider themselves civilized.

The Bible is appealing to many miserable situations of Africans. Africans find spiritual rearmament through community Bible studies. The Bible is the source of hope and empowerment to chronic and structural poverty. It is a source of healing to diseases and social displacement because of social and economic injustices. Thus Christianity

in Africa is growing because of people engaging in Bible reading. It is not a completely literal understanding of biblical verses, but an interaction with biblical situations that appeal to people's situations in Africa.

Conclusions

African Christianity has less interacted with reformation traditions. This gap has been caused by the fact that missionaries of 19th and 20th centuries concentrated on the civilization agenda and not on Christianization agenda. Reformation dug deep into roots of Christianity and tried to resolve the problem of spiritual bankruptcy of the 16th century. The agenda of the 19th and 20th century was conversion of Africans to Christianity.

The significant achievement of mission societies in this time was the introduction of the Bible. This has accelerated Christianity in Africa. Africans identify themselves more with the Bible than with church traditions that brought about global movements of Christianity. It is high time also for African Protestant churches to consolidate their identities by rediscovering the treasures of reformation. A direct contact with reformation traditions will enrich the existing spirituality strongly oriented to Bible studies. **D**

Bibelarbeit

Von Pfarrer Jens Kristian Kristiansen, Aalborg, Dänemark (†)

»...**, dass ihr hingehet« Internationale Partnerschaftstagung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, 9. bis 14. Juni 2016, Meißen**

Amos 5, 21-24: Ich bin euren Feiertagen gram und verachte sie und mag eure Versammlungen nicht riechen. Und ob ihr mir gleich Brandopfer und Speisopfer opfert so habe ich keinen Gefallen daran; so mag ich auch eure feisten Dankopfer nicht ansehen. Tue nur weg von mir das Geplärr deiner Lieder; denn ich mag dein Psalterspiel nicht hören! Es soll aber das Recht offenbart werden wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein starker Strom.

Was für eine Donnerpredigt! Heute Morgen haben wir so schön gesungen, und jetzt bekommen wir zu hören, dass Gott »das Geplärr« unserer Lieder nicht ertragen kann, und dass unsere Versammlungen ihm auch nicht angenehm sind.

Aber nicht nur diese Verse aus dem 5. Kapitel des Buches Amos sind eine Donnerpredigt. Das ganze Amos-Buch ist von Anfang bis zum Ende eine solche Predigt, die von großem Zorn und großer Wut zeugt, um nur einige Beispiele zu nennen: »Denn siehe, der Herr hat geboten, dass man die großen Häuser in Trümmer schlagen soll, und die kleinen Häuser in Stücke« (6,11). »Ich will eure Feiertage in Trauer und alle eure Lieder in Wehklagen verwandeln« (8,10). »Ich will meine Augen auf sie richten zum Bösen und nicht zum Guten« (9,4).

Dieser Zorn, der für Amos so charakteristisch ist, wirkte immer abschreckend auf mich. Und ich kann wohl diesem kleinem Kreis verraten, dass er ein Grund war, warum ich – als ich Ende der 80er und Anfang der 90er Jahre in Aarhus Theologie studierte – das Buch dieses Propheten meist links liegen ließ.

Vielleicht hätte ich aber etwas mehr Zeit mit den Texten von Amos verbringen sollen, und etwas weniger Zeit mit Bultmann und Barth, denn das Amos-Buch handelt nicht nur vom Zorn Gottes. Es handelt erstens und vor allem von den richtigen und harmonischen Beziehungen zwischen Gott und seinem Volk auf Erden; davon, welche Form diese Beziehungen haben sollen, aber auch wie sie zerstört werden können.

Amos sieht die Beziehungen zwischen Gott und seinem Volk in äußerster Gefahr, und zwar durch die sozialen Zustände seiner Zeit. Amos lebte, nach dem was wir über ihn wissen, im 8. vorchristlichen Jahrhundert. Dieses Jahrhundert war gekennzeichnet von vielen Umbrüchen – sozialen, politischen, wirtschaftlichen und religiösen. Das alttestamentliche Gesetz, das sozusagen das Bundesabkommen zwischen Gott und seinem Volk war, wurde nicht eingehalten. Dieses Gesetz hatte zwei Seiten: eine soziale und eine kultische. Aber die eine Seite – die soziale – wurde immer mehr missachtet, umso eifriger wurden aber die kultischen Regeln betont. Und das in einer Zeit, in der die Reichen immer Reicher und die Armen immer ärmer wurden.

Die Reichen waren in zwischen so reich, dass sie sich nicht mehr um das Einhalten des Gesetzes zu kümmern hatten, denn das Recht war käuflich geworden. Amos gibt uns mehrere Beispiele dafür, wie die Reichen sich das Recht erkaufen, auch wenn sie juristisch nicht recht haben.

In dieser Idealwelt der Reichen ist alles umgekehrt. Es ist die verkehrte Welt. Wäre die Welt in Ordnung, sollten die breitesten Schultern die größten Lasten tragen, aber das ist in der umgekehrten Welt, in der Amos lebt, nicht der Fall. In einem Bild beschreibt er, wie die Ochsen die Männer kommandieren und selber faul in der Sonne liegen, obwohl die Ochsen von Natur aus die Stärkeren sind. Das Buch Amos ist voll von solchen Bildern, die, was die Absurdität betrifft, in der ganzen westlichen Literatur nur bei Kafka ihre Parallele finden können.

Aber gleichzeitig damit, dass die Reichen die Armen mit Unrecht unterdrücken, feiern sie ihre Gottesdienste, als wäre die Welt völlig in Ordnung. Und das ist der wirkliche Grund für die Wut des Amos. Die Opfer an Gott, die ja eigentlich als Versöhnungsgaben an Gott dienen sollten, um Gott für die weitere Einhaltung des Bundes zwischen ihm und seinem Volk freundlich zu stimmen, verkommen zu einer Karikatur, weil die Tiere, die geopfert werden, von den Armen erbeutet worden sind.

Man muss hier in Erinnerung haben, dass der Kult damals – anders vielleicht als bei uns heute – keine Privatangelegenheit war. Er hatte mit der ganzen Gesellschaft und ihrem Verhältnis zu Gott

zu tun. Wenn der Kult deswegen zu einer Karikatur degenerierte, betraf das nicht nur den einzelnen, der ein Opfer bringen wollte, sondern das Verhältnis der ganzen Gesellschaft zu Gott.

Und nun ist die Frage: kommt die Welt dieses Propheten uns bekannt vor? Die Antwort lautet: ja, denn die Welt von Amos ist auch unsere Welt. Was Amos vor 2500 Jahren sagte, hätte man heute fast wörtlich wiederholen können, und es würde auch auf unsere moderne Welt des 21. Jahrhunderts zutreffen.

Deswegen stellt das Buch Amos uns vor die Frage, was wir tun und wie wir uns verhalten sollen? Wie antworten wir heute auf die Anklagen des Propheten, die auch gegen uns hätten gerichtet werden können?

Erstens und vor allem: Amos will nicht, dass wir sozusagen den Kult sich selbst überlassen, und überhaupt alles Reden von Gott vergessen, um an seiner Stelle in die Welt hinauszustürzen, um Gutes zu tun. Seit der Reformation wissen wir, dass daraus nur Werkgerechtigkeit entstünde. Amos ist nicht gegen den Kult oder gegen den Gottesdienst als solchen, und er will nicht, dass man den Kult durch ein bestimmtes soziales Engagement ersetzt. Er will die Voraussetzungen wieder in Ordnung bringen, damit der Kult wieder richtiger, lebendiger Gottesdienst werden kann, und der Glaube an Gott wieder ein lebendiger Glaube und nicht nur lehre Opferhandlungen.

Und das gilt auch für uns. Der christliche Glaube hat zwei Seiten, die eine richtet sich auf Gott und die andere richtet sich auf den Nächsten, auf unsere Mitmenschen. Man kann sich nicht auf den einen Teil des Glaubens konzentrieren und den anderen vernachlässigen, ohne dass der Glaube gleichzeitig damit aufhört christlicher Glaube zu sein. Ich kann mich beispielsweise nicht auf mein eigenes Verhältnis zu Gott kon-

zentrieren und den Nächsten vergessen, denn dadurch würde nur eine Ego-Religiosität entstehen, in der ich mich nur für mich selbst und meine eigenen religiösen Gefühle interessiere. Aber das ist immer noch kein christlicher Glaube.

Ich kann mich aber auch nicht – und das ist wichtig – nur auf das Engagement für den Nächsten konzentrieren, und dabei das Verhältnis zu Gott ausblenden, denn daraus würde nur ein politischer Aktivismus entstehen, aber auch kein christlicher Glaube. Oder wie Luther in seiner Schrift »Von den guten Werken« sagt: solche »Werke geschehen außerhalb des Glaubens, darum sind sie nichts und ganz tot.«

Der christliche Glaube ist dadurch charakterisiert, dass er das eine mit dem anderen verbindet. Kein Verhältnis zum Nächsten ohne ein Verhältnis zu Gott, und kein Verhältnis zu Gott ohne ein Verhältnis zum Nächsten. Das eine muss zum anderen passen.

Wir Lutheraner wissen das. Wir sind in die Welt gesandt, um die frohe Botschaft von Gottes Liebe zu den Menschen zu verkünden. Und diese Botschaft ist mehr als nur eine politische Parole. Als Botschaft von der Liebe Gottes bewirkt sie, dass ich – von dieser Liebe getragen – in die Welt hinausgehen kann und meinem Nächsten um seinen willen helfen kann, und nicht, um mir dadurch Verdienste zu erwerben – weder gegenüber Gott noch gegenüber den Menschen.

Wir Christen werden nicht vor Gott gerechtfertigt, indem wir uns für unsere Mitmenschen einsetzen. Aber aus der frohen Botschaft von der Liebe Gottes zu uns entspringt ein Engagement für den Nächsten. Der christliche Glaube will gelebt werden, aus der Liebe Gottes und für den Nächsten. **D**

Impulse »Social Justice and Reformation«

Von Dr. David Rajendran, Principal of Tamil Theological Seminary (TTS) in Madurai, India

»..., dass ihr hingehet« Internationale Partnerschaftstagung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, 9. bis 14. Juni 2016, Meißen

I thank the Leipzig Evangelical Lutheran Mission (LELM) and the Evangelical Lutheran Church of Saxony for the invitation extended to me and the opportunity offered for discussion and participation. I congratulate them for this theme and celebration with a purpose. I express warm and sincere greetings to the church of Saxony, the LELM and the partners in mission assembled here on behalf of the Faculty, students and the community of the Tamil Nadu Theological Seminary.

1. I had some difficulty in understanding the theme »One World« till I had talked with the organizers, especially Christine Müller. In a discussion held on the evening of 8 June in Leipzig I tried to make out the difference between oneness attempted by the market economy and the oneness that is attempted between the victims of such »Development«. In spite of the historical mistake of being associated with colonial conquests, missions are in a better position to help local churches to discern the contradictions and blocks in relations between former colonies and former colonial masters and work towards such solidarity.

2. One Jewish author described the Messiah (Christ) as the one who brings the contradictions that arise in the historical epoch to a new level (spiraling) of existence through new models or symbols. For example, asking the paralyzed person to take the bed and walk on a Sabbath day. Major contradictions of the present times which require Messianic spiraling are (if I remember correctly):

- a. Socio-economic exploitation/accumulation and poverty
- b. Man-woman contradictions
- c. Home-homelessness
- d. Human-nature contradictions
- e. Power-powerlessness

They roughly reflect what was said yesterday as real problems that need just resolution in the present times.

3. I come from a theological college known as the Tamilnadu Theological Seminary (TTS) which is situated in the centre of the southern Indian province of Tamil Nadu. This is a seminary formed out of merger of two colleges, one owned by the Lutherans and the other owned by the Church of South India. It is jointly managed by three churches in Tamil Nadu: The Tamil Evangelical Lutheran Church (TELC), the Arcot Lutheran Church and the Church of South India. TTS has made imprints in the theological education by making exposures and live-in experience integrated with faith reflection mediated by Social Analysis. I come from this discipline of Social Analysis, which gives pastors orientations toward relating to secular movement as expressions of commitment for justice and respecting multi-religious and cultural traditions by promoting open secularism. LELM is relating to us through the TELC, as well as supporting theological students with some scholarships and supporting the library of the TTS. I thank them and look forward to much broader relations in terms of joint study and student exchange and exposures in the times to come

4. Social Justice: India has a tradition of rationally discussing what is known as Social Justice, for which Dr. B. R. Ambedkar is an exemplary proponent. Though Gandhi did encounter racial apartheid as a problem his preoccupation was with a form of resistance and struggle (known as Sathyagraha). Gandhi cherished the socialism of John Ruskin and idealism of Leo Tolstoy, but it was not translated in to political action. Ambedkar, who experienced the oppression of the caste system, spent his life and work in the preoccupation of annihilating the caste system through educating and analyzing, building organizations, leading struggles and discussing jurisprudence and principles of representation etc. He was the architect of the Indian constitution. This is one of the significant achievements that tried to address what is known as social justice through its preamble, enforceable fundamental rights, and which clearly spelt out directive principles for the state.

5. Perspectives

To define the term justice is a difficult task. It is linked with other ideas such as equality, democ-

racy, truth, love etc. yet stands as distinct from them. Often justice is linked with action. An act could be just or unjust one. In this sense law is associated with justice. In usual discourse, justice is understood in terms of the legality or morality of an act. Morals and ethics differ across classes, castes, cultures and historical epochs. Sometimes social contradictions make it impossible to come to consensus on what is justice. Bertrand Russell used to refer to the contradiction between the ethics of the butcher and the pig.

Broad Perspectives on Justice: Usually, in contemporary discussion, justice is spoken of from the following perspectives:

a. Proprietarian approach: This presupposes certain pre-existing legitimations such as natural or inherent qualities that give entitlement such as medieval natural rights and modern human rights. The principle »to each according to his right«, enforceable through law, becomes the criterion for justice

b. Utilitarian approach: In this sense, justice is seen as the distribution of social welfare. Usually the legitimating criterion is preference for happiness and avoidance of pain. Happiness for the maximum number of the people is understood as justice. This becomes hallmark of development and democracy. What each one deserves in view of merit comes to be defined as justice. Majority opinion (elections) replaces democratic structures

c. Contractarian approach: This refers justice as fairness to be derived in the historical context on the basis of need. One has no other way than to use the power of rational argument in a non-arbitrary manner. It is not only limited to the distribution of social wealth, which includes services such as education, health etc (distribution to the greatest benefit of the least advantaged, allotted to all under conditions of equality: John Rawls). This could be extended to use of resources, exercise of technology and power. Social justice can be located here. In fact, a biblical understanding of God's righteousness (justice) which is given as instruction (Torah) is not very different from this approach.

We can conclude that Justice; which is also related to equality, love, democracy, truth etc, has to be praxis. It has to be contextual while transformative. It has to be associated with power to be transformative while resisting oppression.

6. Reformation and Christianity

While a celebration of 500 years can be symbolical, Reformation has to be much broader based than limiting it to persons like Luther or countries like modern Germany. This would overcome certain shortcomings it is associated with, and be inclusive, gaining transformative power in the present context. It should include genuine reforms in Roman Catholic, Eastern, other faith and secular movements in history, like Christ being identified in all situations of need - Matthew 25, John 8, Hebrews 11 and so on.

Some of the problems that require acknowledgement:

- Anti-Semitic approach to the Bible
- Anti-peasant sentiment
- Anti-leftwing reforms in Christianity
- Indifference to killing women in the name of witch hunts
- Developing individual ethics

Such problems have to be remembered in order to be open for the necessary correctives.

7. Reformation and Justice

a. Turning to the Bible: Gospel and Law

i. Potential: Freedom from church authority

ii. Problem: anti-Semitic understanding of Law and Gospel

b. Turning to Christ: justification by faith

i. Potential: supporting freedom and liberation and inspiration for oneness of humanity in the search for new humanity (in Christ). The author Arthur Waskow writes that the literal translation of Genesis 12 is »leave behind what you have and walk toward finding yourself«.

ii. Problem: reducing the Bible to doctrinal understanding and individualized faith devoid of praxis.

c. Two realms or two kingdoms:

i. Potential: possibility for open secularism serving God on the basis of broader ecumenism

ii. Problem: indifference to power politics/science has become powerless. While distinguishing evangelism and diaconal work will keep them in mutual dialectical enrichment, separating them will make them uncritical and problematic.

.....

Discussion:

Justice: Should church not be speaking louder and arguing if social structures are not just?

- Reformation tradition – the church should not be the basis for political action
- Lay people have a role, everyone could act politically, they can together inspire people for justice; the Word should inspire people to seek social justice.

Social welfare system in Germany:

... justice should not be reduced to the distribution of welfare payments.

Question of education, rights, laws... basic needs

Three streams of justice:

– Same dignity since birth - but human rights is a modern idea. The French revolution was about holding property (same share)

– A Christian is free but also the servant of all.

Two kingdoms doctrine

– Arose later than the Reformation

– Impact: faith and politics combined at the time of Hitler

– On the basis of faith Luther took a political position

– Two realities otherwise dangerous, otherwise faith becomes weak

Caste law respected?

– Fundamentalism undermines the law

– In all religions: there is a precondition that we re-reform ourselves

– Outside the economy/ corruption is increasing

– We should not be converted to the world but how does the gospel come to the world? **D**

Bibelarbeit

Von Alfred Xaba, Südafrika

»... dass ihr hingehet« **Internationale Partnerschaftstagung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, 9. bis 14. Juni 2016, Meißen**

That night Paul had a vision in which he saw a Macedonian standing and begging him, »Come over to Macedonia and help us!« Acts 16,9

I feel highly honored and humbled to be invited to make a short Bible study to this meeting. This reminds me of Rev. Dr Martin Luther who at the time was a professor of biblical studies at the university of Wittenberg. We Lutherans insisted that church cannot be anything else but evangelical, meaning that the church should be Christocentric or Christ-centered.

This is a guiding principle by which we should measure up all our activities and it remains the greatest inheritance we received from the reformation era and we have an obligation to bequeath it to future generations.

The Bible study for today is taken from Acts 16:9 which reads thus.

During the night Paul had a vision of someone from Macedonia who was standing there and begging him »come over to Macedonia and help us!«

To me the text is about the reformation and one world (2016 Luther decade theme). Paul's vision about the man of Macedonia seems as if he looks at the life of the convicted people. We find this in verse 5 of this chapter which says: »So the churches were strengthened in the faith and grew daily in numbers.«

The help that the man was seeking is the word of God. As we are here today, we are coming from different continents, countries and different cities to share the word of God. Jewish people had that mentality that one need to be a Jew before he/she can be a Christian.

Paul would argue that we do not need to be Jews first before becoming Christians. Paul was led by the Holy Spirit to go to Europe (Macedonia) to preach. When looking at verses 1-3 we can see that God calls everyone. Timothy's mother was

Jewish and his father was a Greek but they were believers.

Each one of us here is called to preach the word of God to all people of the world.

God loves us, so He invited us to His kingdom regardless of our culture, gender, color and nationality.

I think it would be appropriate for us as African to reflect a little bit on the history of missionaries in Africa (especially South Africa).

We were fortunate as Africans that God revealed Himself to people in Europe (Germany). They had a vision of people in South Africa, calling and begging missionaries to come over to South Africa. These were men who risked their lives for the name of our Lord.

They built schools so that people can learn to read the Bible. They also build churches and some hospitals so that people can be healed spiritually and physically.

I remember asking my mother why they called me Alfred. She said you would not be admitted to school if you don't have a Christian name. By that time your name should be in English or Afrikaans and that would tell you have been baptized. Our former president Dr Nelson Mandela experience the same situation when going to school for the first time. They ask him his name and said: I am Rholihlahla. He said he doesn't have another name. The teacher named him Nelson.

That admission policy did help because more and more parents would want their children baptized before going to school, therefore the number of Christians increased even at schools.

Jesus taught us in St John's Gospel to love one another to accept each other, to bear one another's burdens and to put others first before ourselves. This is what partnership should be doing.

As I pointed out above, the Luther decade is the time of reflection about where we come from, where we are and we are going. It is the time for us as Lutherans to ponder where we are still operating within the parameters of the great herit-

age of the reformation. In doing so we need to ask ourselves whether we still place Christ in the center of our lives and activities. I also think that as we prepare to celebrate the 500th anniversary of the reformation, we need to stop and ponder whether there is, in fact, anything to celebrate and if so, reflect on the type of celebration that will be most appropriate in the context of our situation.

In conclusion: I just want to appeal to all partnership members to pray for South Africa. At the

moment South Africa is experiencing drought, there is no rain and level of water in most dams is gradually lowering. There is now water restriction in most areas, one cannot use hosepipe to water the gardens or to wash cars. This situation needs our prayer as Christians.

I thank you all.



Bibelarbeit

Von Oberlandeskirchenrat Dr. Peter Meis, Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens, Dresden

»...**, dass ihr hingehet« Internationale Partnerschaftstagung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, 9. bis 14. Juni 2016, Meißen**

Apostelgeschichte 16, 9: Und Paulus sah eine Erscheinung bei Nacht: Ein Mann aus Mazedonien stand da und bat ihn: Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns!

Liebe Schwestern und Brüder,

da es sich nicht um einen Vortrag, sondern eine Bibelarbeit handelt, möchte ich gern den vorgegebenen Vers 9 in seinem Zusammenhang bedenken. Ich lese also die Verse 6 bis 15 aus dem 16. Kapitel der Apostelgeschichte:

⁶ Sie zogen aber durch Phrygien und das Land Galatien, da ihnen vom Heiligen Geist verwehrt wurde, das Wort zu predigen in der Provinz Asien. ⁷ Als sie aber bis nach Mysien gekommen waren, versuchten sie, nach Bithynien zu reisen; doch der Geist Jesu ließ es ihnen nicht zu. ⁸ Da zogen sie durch Mysien und kamen hinab nach Troas.

⁹ Und Paulus sah eine Erscheinung bei Nacht: Ein Mann aus Mazedonien stand da und bat ihn: Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns! ¹⁰ Als er aber die Erscheinung gesehen hatte, da suchten wir sogleich nach Mazedonien zu reisen, gewiss, dass uns Gott dahin berufen hatte, ihnen das Evangelium zu predigen.

¹¹ Da fuhren wir von Troas ab und kamen geradewegs nach Samothrake, am nächsten Tag nach Neapolis ¹² und von da nach Philippi, das ist eine Stadt des ersten Bezirks von Mazedonien, eine römische Kolonie. Wir blieben aber einige Tage in dieser Stadt. ¹³ Am Sabbat gingen wir hinaus vor die Stadt an den Fluss, wo wir dachten, dass man zu beten pflegte, und wir setzten uns und redeten mit den Frauen, die dort zusammenkamen.

¹⁴ Und eine gottesfürchtige Frau mit Namen Lydia, eine Purpurchandlerin aus der Stadt Thyatira, hörte zu; der tat der Herr das Herz auf, sodass sie darauf Acht hatte, was von Paulus geredet wurde.

¹⁵ Als sie aber mit ihrem Hause getauft war, bat sie uns und sprach: Wenn ihr anerkennt, dass ich an den Herrn glaube, so kommt in mein Haus und bleibt da. Und sie nötigte uns.

Der Abschnitt scheint karg: Eine trockene Aufzählung verschiedenster Stationen – ohne ermunternde Botschaft. Indessen ist dieser Abschnitt (aus der zweiten Missionsreise des Paulus) ein Schwellentext. Er erzählt, wie das Evangelium von Kleinasien nach Europa kommt – also die Schwelle überschreitet, die heute so im Fokus steht – zwischen der Türkei und Griechenland.

Etwas pathetisch formuliert: Lukas beschreibt mit diesen Versen die Geburtsstunde des christlichen Europas.

Und die beginnt höchst erstaunlich: Mit einem Traum.

Dieser Traum ist wie ein Ausweg. Ein Ausweg aus der Verzweiflung, nicht voranzukommen. Auf der Stelle zu treten. Sich vergeblich im Kreise zu drehen.

Die spröde Aufzählung der Städte macht ja zunächst deutlich: Paulus stößt mit seinen Plänen überall auf Widerstand. Ein Widerstand freilich, der womöglich gottgewollt ist.

Eigentlich hatte er sich mit seinen Mitarbeitern vorgenommen, in der Provinz Asia, (also der heutigen Türkei) zu missionieren. Zweimal, so heißt es, verwehrt ihnen das der Geist Gottes. (Vers 6 + Vers 7)

Wie sie das erlebt haben, ob sie sozusagen »stehenden Fußes« darin den Willen Gottes erkannten, wird nicht erzählt.

Aber dieses Nichtvorankommen, weil den Projekten, denen unser Herz gehört, erheblicher Widerstand entgegengesetzt wird, das kennen wir sehr genau. Wir machen diese ernüchternde Erfahrung in unseren Familien, in unseren Kirchen genauso wie in akuten gesellschaftlichen Streitfragen.

Paulus möchte Brücken schlagen zu Menschen in Kleinasien. Die aber mauern. Damit ist ihm auf der einen Seite der Weg ins Land verwehrt. Auf der anderen Seite versperrt das Meer ein Weiterkommen. So treten sie auf der Stelle. Es ist ihnen eine unerquickliche Zwangspause verordnet.

Ist das womöglich auch die gegenwärtige Situation der Kirchen in Deutschland? Trotz Reformationsjubiläum und viel Aufhebens darum, treten

wir irgendwie auf der Stelle. Statt hinreißender Aufbrüche erleben wir Mitgliederschwund. Trotz hohen Engagements, durchaus guter Ideen und keineswegs einer sauerköpfigen Lähmung, wird Kirche den meisten Mitteleuropäern immer fremder.

Während der »Platzregen des Evangeliums« (Luther) offenbar weiterwandert – in die Kirchen Afrikas und Asiens – scheint das Kernland der Reformation geistlich auszutrocknen.

Ist das der Ausdruck einer »unerquicklichen Zwangspause«? Oder im Bild natürlicher Wachstumsvorgänge: Ist das ein nötiges Ruhen der Natur, eine Inkubationsphase, die notwendig ist, um neues Leben zu generieren?

Wie auch immer wir das deuten: Gott lässt sich nicht, auch hier nicht, über die Schulter sehen. Welchen Weg er uns führen – und welche Lichter er uns dazu anzünden wird, wissen wir noch nicht.

Bei Paulus war die Erleuchtung ein Traum. Mit den in dieses kraftraubende Nichtweiterwissen hinein widerfährt ihm jene Vision, die ihm bedeutet, über das ägäische Meer nach Europa zu reisen. Er sieht einen Griechen, der ihn bittet: »Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns!« (Vers 9)

Erkennt er darin seine neue Aufgabe – etwa wie ein Steinmetz, der vor einem rohen Felsblock steht und vor seinem geistigen Auge schon die Konturen einer Skulptur sieht (oder wie ein Schriftsteller Figuren eines Romans formt, ehe er zur Feder greift)?

Offenbar genügt die Bitte: »Komm herüber und hilf uns!« (Vers 9) Ohne zu wissen, was ihn in Mazedonien tatsächlich erwartet, wagt Paulus den Schritt. Über eine bodenlose Schwelle. Spornstreichs begibt er sich mit seinen Mitarbeitern auf ein Schiff, das sie hinüberbringt nach Neapolis, dann nach Philippi. Damit steht Paulus das erste Mal auf europäischen Boden.

Dort freilich geschieht zunächst einmal gar nichts. Wenig triumphal, ein glänzender Anfang ist das nicht. Zur Erinnerung: Paulus hatte das schon mehrmals erfahren (Galater 1, 17 f.) – vielleicht sollten wir auch etwas ehrlicher mit unseren Misserfolgen umgehen, dieser elenden Erfahrung der Vergeblichkeit trotz leidenschaftlicher Mühen...

Erst nach vielen Tagen, am Sabbat, kommen sie außerhalb der Stadt mit ein paar Frauen ins Gespräch.

Wie ist das eigentlich mit unseren Träumen? Bewähren sie sich – auch dann, wenn sie Größeres versprochen als sich dann einstellt? Wie oft halten wir das Platzen himmelstürmender Träume aus? Wie oft muss eine Hoffnung enttäuscht werden, um die Kraft des Weitergehens zu brechen?

Paulus hatte die Vision offenbar so beflügelt, dass ihm der mühselige Anfang nicht alsbald in Resignation umschlug. Wie am Anfang mancher unserer Lebensprojekte ein Traum stand – von einer gelingenden Partnerschaft, von beruflicher Erfüllung – so steht auch am Anfang der Kirchengeschichte Europas der Traum: »Riskier es, komm herüber und hilf uns!«

Aber wie eben auch aus manchen unserer Träume ein Alptraum wurde – wie wir eben die Geister, die wir im guten Glauben riefen, als böse nicht wieder los kriegen – so hat sich auch der Traum eines christlichen Europa oft genug zum Trauma verkehrt.

Zwangschristianisierungen, die Inquisition, Scheiterhaufen, die Lust auf Macht, kolonialistische Züge in der Missionsarbeit – wir wissen um diese dunklen Seiten des christlichen Europa.

Die Geschichte des Christentums in Europa hat anders begonnen, lichter.

Und auch, wenn wir im Blick auf die europäischen Herausforderungen heute mehr als diesen Abschnitt (nämlich die ganze Botschaft Jesu) bedenken müssen – schon hier finden sich wichtige – und höchst aktuelle – Hinweise.

Drei will ich nennen:

Zunächst: Die erste europäische Christin ist eine Frau. Auch vor diesem Hintergrund sind insbesondere die Entwicklungen lutherischer Kirchen in Osteuropa im Blick auf die Frauenordination besorgniserregend. Die biblische Basis, auf die sich so krampfhaft berufen wird, sehe ich nicht...

Sodann: Diese Frau ist eine Fremde. Lydia gehört in Philippi zu den Ausländerinnen. Zuhause ist sie in Kleinasien, dort, wo es dem Apostel verwehrt war, zu reden. Und auch an der jüdischen Gebetsstätte wird sie als Gottesfürchtige, also als Nichtjüdin, hervorgehoben.

Die dort versammelten Frauen schließen sie indessen nicht aus. Das wäre immerhin denkbar, denn Lydia gehört zu den Vornehmen. Der einträgliche Handel mit Purpurstoffen war damals Beamten und Senatoren vorbehalten. Unser Problem der nur ganz schwer aufhebbarer Milieugrenzen ist hier überwunden. Nicht aus Anstand oder infolge konzeptioneller »Zielgruppenforschung«, sondern weil sie eine Hörende ist.

Lydia hört im Kreis der Frauen so aufmerksam zu, dass »der Herr ihr das Herz auftat«. (Vers 14)

Dieser Satz ist wichtig. Nicht die Person, nicht die Wortgewandtheit des Apostels überreden sie, sondern Gott selbst schließt ihr das Herz auf.

Menschliche Überredungskunst ist zwiespältig, manchmal widerwärtig in ihrer (un)heimlichen Doppelbödigkeit. Wo wir das spüren, verschließt sie eher unser Herz.

Von Zinzendorf stammt der schöne (von Paul Claudel aufgenommene) Satz: »Rede nicht von Gott, wenn du nicht gefragt wirst. Aber lebe so, dass du danach gefragt wirst.«

Vielleicht braucht es gerade für ein solches non-verbales, aber »tätiges Reden« viel freien Raum, Zwischenraum, Pausen, und seien es Zwangspausen wie bei Paulus, ehe uns eine Erleuchtung widerfährt, oder ein Wort in uns zu arbeiten beginnt.

Was wir aber tun können, ist, uns offen zu halten. Eben wie Lydia aufmerksam zuzuhören. Ja, im Doppelsinne des Wortes »auf-zu-hören«, also etwas sein zu lassen, damit die Sinne anderes aufnehmen können. Der Rest ist Gottes Sache.

Schließlich ein letzter Hinweis: Wenn uns der Text schon zu denken gibt, dass uns mit Lydia eine Fremde vorgestellt wird, der Gott das Herz auftut, dann auch die Folgen.

Ausgerechnet die Fremde lädt in ihr Haus ein. Nach der Taufe ihres ganzen Hauses bittet sie die Apostel, ihre Gastfreundschaft anzunehmen. Und das mit sanfter Gewalt: »Und sie nötigte uns« (Vers 15) heißt es am Schluss.

Mich macht es schmunzeln, wie Lukas hier – augenzwinkernd – mit feinem Humor ein weibliches Porträt entwirft. Wie er charmant auf die offensichtlich vereinnahmende Ausstrahlung dieser Frau hinweist: Ihre Einladung gibt er mit dem griechischen Wort für »Zwang«, ja »Gewaltanwendung« wieder. Luther: »sie nötigte uns«.

Und die Männer? ... Entziehen können – und wollen – sie sich dieser Vereinnahmung nicht.

So werden nicht nur aus Gebenden Nehmende. Es ist vielmehr damit der Hauskreis geboren.

Große Kirchen, Dome oder Akademien gibt es noch nicht. Lebendiges Christsein wird in kleinen Räumen gelebt, den »Herbergen der Christenheit« in denen der gastfreundliche Austausch auf Augenhöhe am besten möglich ist.

Ich wünsche uns also:

1. dass Gott (auch in dieser Hinsicht) unser Träumen nicht verkümmern lässt,
2. dass wir (hier) und in unseren Gemeinden solches aufmerksame, auf-hörende Hören nicht verlernen,
3. vor allem aber, dass wir die Kraft haben, (wie damals schon) das Fremde zu integrieren – und uns von ihm so inspirieren zu lassen, dass uns die Vielfalt der Familie Gottes nicht zur Last, sondern zur Freude gereicht. D

Reformation und unsere Verantwortung für die Eine Welt

Von Pfarrer Dr. h.c. Martin Junge, Generalsekretär des Lutherischen Weltbunds (LWB)

»...**, dass ihr hingehet« Internationale Partnerschaftstagung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, 9. bis 14. Juni 2016, Meißen**

Wir sind gefordert: Glaubensgemeinschaften im öffentlichen Raum

Es liegt zwar schon einige Zeit zurück, und dennoch erinnern wir uns an die Überraschung, als uns das UN-Flüchtlingskommissariat vor vier Jahren aufforderte, die konzeptionelle Planung einer globalen Konferenz zum Thema »Glaube und Schutz« (*Faith and Protection*) mitzugestalten. Der LWB und das Flüchtlingskommissariat (UNHCR) kennen sich schon seit Jahrzehnten. Allein im letzten Jahr betreute der LWB 2,3 Millionen Flüchtlinge weltweit und wurde dadurch zum fünftgrößten Implementierungspartner des Flüchtlingskommissariats.

Das Überraschende an der Anfrage war also nicht die Tatsache, dass wir um Mitarbeit gebeten wurden; die Überraschung lag vielmehr darin, woran wir diesmal mitarbeiten sollten: es ging um das Thema, wie der Glaube sowohl Berufung als auch Ressource zum Schutz vertriebener und flüchtender Menschen ist, und was diese Ressource im Hinblick auf eine noch nie dagewesene Zahl von schutzsuchenden Menschen bedeuten könnte. »Wie ist das mit eurem Glauben, und was bedeutet dieser Glaube für die moralische, humanitäre und politische Diskussion des Schutzes von Flüchtlingen?«¹

Einige Jahre zuvor, wäre solch eine Anfrage ganz undenkbar gewesen. In einem durch säkulares Denken geprägten System wie den Vereinten Nationen war die Rolle kirchlicher, oder glaubens-begründeter Akteure entweder gar nicht im Blick oder aber unter argem Generalverdacht. Wegen dieser allgemeinen Stimmung waren wir darum bislang gut beraten, unsere Identität als kirchliche Gemeinschaft, die sich dem Dienst am leidenden Nächsten verpflichtet fühlt, nicht allzu forsch in den Vordergrund zu stellen.

Das hat sich nun grundlegend geändert. »Faith-based organization (FBO)« heißt der englische Begriff, mit dem wir mittlerweile bezeichnet und in die globalen Diskussionen mit Regierungen, dem UN-System und mit dem privatwirtschaftlichen Sektor als Akteure einbezogen werden. Mit

dem Begriff FBO sind sowohl globale Strukturen wie der Lutherische Weltbund, als auch lokale Akteure wie Gemeinden, Kirchen, Moscheen, Synagogen usw. gemeint.

Einhergehend mit diesem neuen Interesse an den FBO kommt die riesige Erwartung, dass sich diese einbringen möchten bei der Bewältigung der großen Herausforderungen der Gegenwart, wie zum Beispiel Krieg und Gewalt, Klimawandel, die auseinanderklaffende Schere zwischen arm und reich. Oder jetzt neu, bei der Umsetzung der 2030 Agenda zur nachhaltigen Entwicklung mit ihren 17 Zielen.²

Trifft der Ruf auf eine Berufung? »Missio Dei« und der öffentliche Auftrag der Kirchen

Bevor ich mich der konkreten Frage zuwende, was Kirchen der Reformation diesbezüglich einbringen können, scheint es mir geboten, zunächst eine weitaus grundlegendere Frage aufzunehmen: wollen Kirchen das überhaupt?³

Sehen sie es als ihren Auftrag an, sich im öffentlichen Raum zu engagieren, Verantwortung zu übernehmen für lokale, nationale oder globale Themen?

Aus dem globalen Süden, spezifisch aus Äthiopien kommend, hat sich der Lutherische Weltbund das Verständnis der ganzheitlichen Mission angeeignet, der im Zusammenhang der eben aufgeworfenen Fragen von großer Relevanz ist. Er begründet nämlich auf missionstheologischer Ebene, wie dieser Ruf an die Kirchen ihrer Berufung entspricht. Drei Aspekte möchte ich diesbezüglich erwähnen⁴:

Die Kirche partizipiert an der »Missio Dei«: das Verständnis von Mission beruht auf der Grundeinsicht, dass Kirchen sich ihre Mission nicht selbst geben, und diese auch nicht selbst bestimmen, sondern in einer fortwährenden Mission partizipieren, die von Gott selbst ausgeht und von Gott bestimmt wird. Kirchen nehmen an einem fortwährenden Wirken Gottes teil, das auf Versöhnung, Transformation und Befähigung (*empowerment*) aus ist. Kirchen werden mit hineingenommen in eine Dynamik und damit in ein Zeugnis, dass die Welt nicht allein so sieht, wie sie immer schon gewesen ist, sondern so wie sie von Gott gewollt, und wie sie von Gott herbeige-

führt wird. Kirchen, die sich in diesem Missionsverständnis verorten, sind hoffende Kirchen, die sich aufgrund dieser Hoffnung mit jedem Status Quo kritisch auseinandersetzen werden.

Mission ist kontextuell: der zweite Aspekt, leitet sich von diesem Verständnis von »Missio Dei« ab, nimmt aber dabei einen starken christologischen Bezug auf. Dreh- und Angelpunkt von Gottes Mission ist ja für uns Christen Gottes Zuwendung zu uns Menschen und zu seiner gesamten Schöpfung in Gestalt von Jesus Christus. Gottes Inkarnation in Jesus Christus gibt damit eine unmissverständliche Richtung an, in der sich eine in Gottes Mission partizipierende Kirche wiederfinden wird: hin zum Menschen, hinein in die Welt, bezogen auf die unmittelbaren kulturellen, politischen, ökonomischen und religiösen Zusammenhängen, in denen die Menschen sich gerade befinden. Darum also auch kontextbezogen.

Die Mission ist ganzheitlich: Davon leitet sich dann der dritte Aspekt ab, der für unser Thema wichtig ist: Gottes Mission ist ganzheitlich, und umfasst Verkündigung, Dienst (Diakonie) und Anwaltschaft. Diese drei Dimensionen kirchlicher Arbeit lassen sich nicht auseinanderdividieren, sondern gehören zusammen, und bedingen sich sogar inhaltlich. Es geht bei der ganzheitlichen Mission um den ganzen Menschen, sowie es Gott immer um den ganzen Menschen geht, besonders aber auch um den Menschen in seinen sozialen Lebensbezügen. So sehr es also durchaus gesonderte Bereiche gibt – spirituelle und materielle, private und öffentliche – verbietet das Verständnis von ganzheitlicher Mission diese so auseinanderzureißen, dass sie zusammenhangslos nebeneinander existieren, oder als ob sich Glaube, Liebe und Hoffnung nur in einigen dieser Bereiche abspielte.

Plausibel wie dieses Missionsverständnis klingen mag, eine Selbstverständlichkeit ist es darum noch lange nicht. Zu tief sitzt in der Kirche eine Theologie, die diese Bereiche zusammenhangslos trennt; und zu nachhaltig hat sich vielerorts eine stark säkularisierende Einstellung festgesetzt, wonach Glaube Privatsache ist, also primär eine Angelegenheit zwischen dem Individuum und Gott, und wenn schon gruppenbezogen, dann im kirchlichen Bereich, jedoch nicht im öffentlichen Bereich.

Auch der öffentliche Auftrag der Kirchen hat seine Grenzen

Kirche hat also eine Rolle im öffentlichen Raum und im öffentlichen Diskurs. Sie tragen aktiv dem Gemeinwohl bei, indem sie ihre spirituellen Visionen und Werte teilen, deren Verständnis einer gerechten und friedlichen Gesellschaft zum Ausdruck bringen, sich gegen unterdrückende Strukturen wenden, und Menschen in Not dienen.

Jedoch hat auch dieser Anspruch seine Grenzen und seine Rahmenbedingungen. Denn so wie es eine Mentalität des Rückzugs aus dem öffentlichen Raum gibt, so besteht im Gegenzug auch die Gefahr, diesen Raum religiös bestimmen oder dominieren zu wollen.

Reformatorische Kirchen haben diesbezüglich eine bedeutende Aufgabe wahrzunehmen, insofern sie nämlich von der Unterscheidung der Wirkungsbereiche wissen, in denen Gott in der Welt tätig ist. Sie spielen somit nicht Gottes Gesetz gegen menschliche Gesetzgebung aus oder treiben es in theokratischer Manier voran. Die Unterscheidung der Bereiche und besonders die Legitimierung eines säkularen und damit öffentlichen Bereichs, der in dialektischer Spannung zum spirituellen Bereich steht, gehören zu den wichtigsten kulturgeschichtlichen Beiträgen der Reformation.

Konkret heißt das für mich, dass Kirchen in reformatorischer Tradition sich somit sehr wohl für Menschenrechte einsetzen und deren Beachtung auch immer wieder einfordern können, ja sie sollten es sogar aus Glaubensüberzeugung tun. Nicht weil die Menschenrechte die Heilige Schrift wären, sondern weil das in ihnen zum Ausdruck kommende Menschenbild im Einklang mit Grundüberzeugungen des christlichen Glaubens steht und die Menschenrechte ein wirksames Instrument sind, die Menschenwürde in einer globalen Verbindlichkeit zu schützen. Die Menschenrechte sind und bleiben, über die Grenzen der Religionen hinweg, die gemeinsame Sprache der Menschheitsfamilie, mit denen die Herausforderungen für eine gerechte und friedliche Welt auf einen gemeinsamen Nenner gebracht und gemeinsam angegangen werden können.

Es braucht diese Sprachfähigkeit in beiden Bereichen, dem spirituellen und dem weltlichen, und die Fähigkeit, die notwendige Übersetzungsarbeit zu leisten um in beiden Bereichen relevant zu kommunizieren.

Der Versuch eines zeitgemäßen, öffentlichkeitsrelevanten Ansatzes: das Reformationsjubiläum im LWB

An drei Unterthemen wird der LWB aufzeigen, welche Bedeutung das Zeugnis von reformatorischen Kirchen im Blick auf heutige Fragestellungen und Herausforderungen für die Menschheit hat. Unter dem Hauptthema »Befreit durch Gottes Gnade« heißt es:

– Erlösung – für Geld nicht zu haben (*Salvation – not for sale*)

– Der Mensch – für Geld nicht zu haben (*Human beings – not for sale*)

– Die Schöpfung – für Geld nicht zu haben (*Creation – not for sale*)

Gegen die Vermarktung aller Lebensbezüge

Worauf sich der Zusatz »für Geld nicht zu haben« bezieht, mag sofort deutlich werden: Er knüpft an den prophetischen Einspruch an, den Luther im 16. Jahrhundert mit seinem Thesenanschlag an die Öffentlichkeit brachte. Auch die Stoßrichtung ist weiterhin erhalten: Es geht um den Einspruch gegen die Vermarktung von Gaben, die ihrem Wesen nach dem Markt eigentlich entzogen sind und nie und nimmer zum Gegenstand monetärer Transaktionen werden dürfen. Mit diesem dreifachen »not for sale« wird somit ein Einspruch gegenüber eine Ideologie erhoben, die den Markt und den Profit als Orientierungspunkt für menschliches Handeln aufstellt, und damit die politische, ökonomische, und soziale Interaktion von Menschen und Gemeinschaften unter dieses ordnende Prinzip stellt. Dieses prophetische »Nein!« wird dann auf drei verschiedenen Ebenen konkretisiert: Erlösung, Mensch und Schöpfung.

Vor der eigenen Haustüre: die Vermarktung von Kirche und Glaube

Natürlich geht es beim ersten Themenfeld – Erlösung – nicht um eine Neuauflage des Streits um den Ablass, wie er im 16. Jahrhundert entbrannt ist. Werkgerechtigkeit und Vermarktung von Heilsgütern haben nämlich heute ganz andere, jedoch ähnlich dramatische Dimensionen angenommen wie im 16. Jahrhundert.

Dabei geht es zunächst einmal darum, sich selbstkritisch der Frage zu stellen, inwiefern die Kirchen in der reformatorischen Tradition in ihrer Predigt und ihrem Zeugnis den Vorrang der Gna-

de verkünden. Legalismus schleicht sich immer wieder ein, Vorbedingungen werden immer wieder gestellt für eine Gnade, für Vergebung und Erlösung, die in reformatorischer Theologie doch als bedingungslos erkannt werden. Immer wieder hört es sich so an, als ob der Mensch doch etwas tun oder doch gewisse ontologische Kriterien erfüllen müsse, ohne die er verdammt bleibt, ausgeschlossen oder stigmatisiert wäre.

Nichts kann der Mensch schwerer ertragen als Gottes Subversion menschlichen Rechtsempfindens, durch das Gott den Menschen das Geschenk des Freispruchs und damit der Befreiung anbietet – aus Gnade allein. Dafür steht das Kreuz Christi, das nicht umsonst zum Zentrum reformatorischer Theologie gehört.

Dann aber geht es um die vielen, zum Teil skurrilen Erscheinungsformen von merkantiler Heilungsvermittlung, die in neueren Ausprägungen von Kirche anzutreffen sind. Die Vermarktung von Verzweiflung und Urängsten, aber auch von Hoffnung auf Prosperität hat sich zum blühenden Geschäft gemausert. Unter veränderten Vorzeichen werden heute Heilsversprechungen verkauft, die jedoch ganz und gar der menschlichen Verfügungsgewalt entzogen sind. Die Sogwirkung einer neoliberalen Marktideologie ist im Begriff, nun auch Kirche, Religion und Glaube auf den Markt zu zerren. Nicht was wahr ist behauptet sich, sondern was verkauft und erfolgreich ist. Dem gilt es, auch im Sinne einer Theologie des Kreuzes, zu widersprechen.

Befreit durch Gottes Gnade: ein zusammenhängendes Wertesystem

Indem Kirchen in reformatorischer Tradition diesen Widerspruch wagen, leisten sie einen bedeutenden Beitrag im Sinne einer Übernahme von Verantwortung in dieser Einen Welt. Denn eine Welt, die von Gnade weder hört noch erfährt, muss zwangsläufig gnadenlos werden und wird nur noch im gnadenlosen Wettbewerb, wenn nicht Überlebenskampf ihr Heil suchen. Solch einen gnadenlosen Wettbewerb und Überlebenskampf wiederum bestehen nur einige. Die Eine Welt wird damit sehr schnell zu einer Welt von Einigen. Diese Welt ist geprägt von Exklusionsmechanismen, die überall ihre Spuren hinterlassen. Davon wissen indigene Völker, alte Menschen, Kinder und Jugendliche, Frauen, ... zu berichten. Dies aber entspricht in keiner Weise der Zukunftsvision für diese Welt, wie sie Gott in Jesus Christus offenbart hat.

Ganz grundsätzlich geht es damit um das Wertesystem, auf dem das gegenwärtige und zukünftige Zusammenleben in der Einen Welt gründen wird. Und hier haben Kirchen einen ganz wesentlichen Beitrag zu leisten. Einer, der im Übrigen händelnd eingefordert wird. Einheit in versöhnter Verschiedenheit, Solidarität, »*accountability*«, Friedfertigkeit – für diese und andere Werte werden sich Kirchen einsetzen, und zwar wie oben dargelegt: ganzheitlich, d. h. in Verkündigung, Dienst und Anwaltschaft.

Der Mensch – für Geld nicht zu haben

Die Bedeutung des zweiten Themenfelds, der Mensch, steht uns in jüngster Zeit mit neuer Dringlichkeit vor Augen: Migrationsbewegungen von Menschen aus Krisenherden in sichere Länder haben Schleuserbanden auf den Plan gerufen, die in skrupelloser Manier Flüchtlinge zur Ware machen. Ein Phänomen, das überhaupt nicht neu ist, das aber durch die jüngsten Entwicklungen mit geballter Vehemenz in das öffentliche Bewusstsein der europäischen Bevölkerung gedrungen ist.

Ähnliche Manifestationen von Menschenhandel gibt es jedoch auch in anderen Bereichen: Frauen, die in Prostitutionsnetzwerke geschleust werden; Kinder und Jugendliche, die für kriegerische Söldnerarmeen entführt und rekrutiert werden; Menschen, deren Organe vermarktet werden; junge Frauen und Männer, die unter sklavenähnlichen Bedingungen als billige, wenn nicht unentgeltliche Arbeitskräfte schufteten und so die Wettbewerbsfähigkeit von Standorten und Industriezweigen oder die Durchführbarkeit von Großprojekten gewährleisten.

Inwiefern christliche Glaubensinhalte die grundsätzliche Zurückweisung dieser Praktiken begründen, bedarf wohl keiner weiteren Erläuterung. Jeder einzelne Mensch trägt in sich die *imago Dei*, das Ebenbild Gottes, und ist darum in seiner Würde und Integrität unantastbar. Die Gottesebenbildlichkeit ist ein biblisches Motiv, das für das christliche Menschenbild von zentraler Bedeutung ist. Christen treten engagiert für den Schutz der Würde jedes Menschen ein. Auch in anderen religiösen und weltanschaulichen Traditionen gibt es starke Motive zur Begründung von Menschenwürde. Die Menschheit hat politische und rechtliche Instrumente ausgearbeitet, mit denen sie mit einem Anspruch auf Allgemeingültigkeit diesen Konsens zum Ausdruck zu bringen vermag. Es handelt sich um die Menschenrechtskonvention, die bis auf wenige Aus-

nahmen ihre verbindliche Gültigkeit in der Staatengemeinschaft hat. Kirchen, auch in der reformatorischen Tradition, werden sich darum für jeden einzelnen Menschen stark machen. Kirchen in der reformatorischen Tradition werden sich weiterhin dafür einsetzen, dass jedem einzelnen Menschen seine Menschenrechte anerkannt werden.

Flüchtlinge verlieren vieles auf der Flucht, jedoch nie ihre Menschenrechte

Lassen Sie mich spezifischer an das Thema anknüpfen, das ich eingangs angesprochen habe, als ich von der Zusammenarbeit zwischen dem LWB und dem Flüchtlingskommissariat sprach.

Ich spreche hier nicht von der »europäischen Flüchtlingskrise« – diese fand vor fast 70 Jahren statt, als ca. 50 Millionen Europäer auf der Flucht waren, sondern von der Krise der international verbindlich anerkannten Mechanismen und Systeme, um mit Flüchtlingen umzugehen. Tatsächlich wurde die Genfer Flüchtlingskonvention im Jahr 1951 der europäischen Flüchtlingskrise auf den Leib geschrieben, und hat damit Millionen von Menschen das Leben gerettet, und ihnen einen Neuanfang erlaubt.

Das problematische an der gegenwärtigen Situation liegt in der Tatsache, dass jene Dinge, die damals für Deutsche, Letten und Ungarn gegolten haben, heute nicht mehr für Syrer, Eritreer oder Afghanen zu gelten scheinen.

Ganz konkret beziehe ich mich hiermit auf das Abkommen zwischen der EU und der Türkei, die in zwei wesentlichen Aspekten die Genfer Konvention aus den Angeln hebt: Flüchtlinge dürfen nicht gefangen gehalten werden, und Flüchtlinge dürfen nicht in unsichere Herkunftsländer zurückgeschickt werden. Beides passiert aber im Rahmen dieses Abkommens. Fernerhin hat dieses Abkommen zur vorhersehbaren Eskalation von illegaler Immigration über andere Länder geführt, mit der entsetzlichen Bilanz von zumindest 2.510 ertrunkenen Menschen im Mittelmeer bis Ende Mai 2016.⁵

Ich komme mit einem Wort des Dankes für den großartigen Einsatz von Gemeinden und Kirchen, und der Art wie sie seit dem Sommer 2015 auf den verstärkten Druck von Flüchtenden Menschen reagiert haben. Auch für das Angebot von Diskussionen innerhalb der Kirchen, zum Teil hochkontrovers und hochkomplex, und dennoch so nötig. Dienst und Gespräch, Orientierungshilfe

für Einzelpersonen und für die Politik – machen Sie weiter im Namen all jener Menschen, die ohne Hoffnung in ihren jeweiligen Herkunftsländern, nach Hoffnung suchen.

Ganz im Sinne der bereits angesprochenen Zwei Reiche Lehre, möchte ich auch dazu ermutigen, besonders im politischen Gespräch nicht allein auf die moralischen Pflicht des Schutzes von Schutzbedürftigen hinzuweisen, sondern auch auf die politischen Instrumente, die sich die Staatengemeinschaft diesbezüglich gegeben hat: das internationale humanitäre Gesetz, und darin besonders die Genfer Flüchtlingskonvention.

Klimawandel: kann denn unsere Freiheit so grenzenlos sein?

Der dritte angesprochene Bereich, Schöpfung, spricht eine Dimension an, die eine gewaltige und auch bedrohliche Herausforderung unserer Zeit darstellt. Der Lebensstil der Menschheit, oder um etwas präziser zu sein, eines wichtigen Teils der Menschheit, ist dabei, die ökologischen Gleichgewichte in dieser Einen Welt zu zerstören. Der durch menschliches Handeln verursachte Klimawandel, wenn nicht doch noch abgewendet, wird entscheidenden Einfluss auf die Überlebenschancen der Menschheit haben.

Klimawandel, ganz ähnlich wie im übrigen die Finanzkrise, deutet auf ein grundsätzliches Problem im menschlichen Verhalten an: Der Mensch lebt von Ressourcen, die er sich von zukünftigen Generationen oder von anderen Gruppen nehmen muss. Dies wiederum ist Ausdruck eines an seine Grenzen stoßenden Freiheitsverständnisses, das seit der cartesianischen Wende das Individuum so stark in den Mittelpunkt stellt, dass es diese Freiheit in frapperender Beziehungslosigkeit und damit Verantwortungslosigkeit auslebt. Eine Generation nimmt sich heute die Freiheit, Ressourcen der nächsten Generation zu konsumieren; gewisse aufstrebende Gesellschaften nehmen sich heute die Freiheit, Ressourcen von anderen Gruppen zu benutzen. Kann das Freiheit sein?

Freiheit findet ihre Grenzen in sozialen und ökologischen Beziehungen

Reformatorische Kirchen haben auch hier einen bedeutenden Beitrag zu leisten, insofern sie nämlich ihre Stimme in die Bewältigung der gewaltigen Herausforderung einbringen können, wie der Mensch sein Freiheitsverständnis mit einem sozialen und ökologischen Bewusstsein austariert, um das (Über)Leben zu sichern.

Lutherische Theologie sah sich anfänglich dem Vorwurf ausgesetzt, dass die Botschaft der Rechtfertigung jeglichem ethischen und moralischen Gebilde den Boden unter den Füßen entziehe, insofern das Gnadengeschenk Gottes jegliche ethische Bemühung untergraben würde. Die Antwort lutherischer Theologie und Praxis auf diesen Vorwurf ist eine Meisterleistung. Zum einen, weil sie nicht zurückgerudert ist und somit weder Gottes Gnadengeschenk noch die daraus resultierende Freiheit für den gerechtfertigten Menschen aufgehoben hat. Eine Entscheidung, die gar nicht oft genug in Erinnerung gerufen werden kann: Kirchen in der reformatorischen Tradition sind Kirchen der Gnade und der Freiheit, und zwar gleichzeitig! Wer von Rechtfertigung allein durch Gottes Gnade spricht, wird im Sinne reformatorischer Theologie immer wieder und im gleichen Atemzug von Freiheit sprechen wollen, wenn nicht gar müssen.

Zum anderen aber, weil diese Freiheit im ursprünglichen Entwurf lutherischer Theologie auf den Nächsten bezogen wurde, ganz speziell dem notleidenden Nächsten. Freiheit, insofern von Gott geschenkt, ist darum niemals autark, autonom oder autistisch – das ist eine ganz wesentliche Aussage lutherischer Theologie und Praxis; Freiheit, insofern von Gott geschenkt, findet ihren vollen Ausdruck in der Tatsache, dass sie Beziehungen eingeht – und schützt.

Was lutherische Theologie im 16. Jahrhundert noch nicht sehen konnte, was jedoch im Sinne einer fortwährenden Reformation heute ausformuliert werden müsste, ist die Einsicht, dass menschliche Freiheit, insofern von Gott geschenkt, ihre relationale Bindung nicht nur am leidenden Nächsten, sondern auch an Gottes seufzender Schöpfung ausrichten wird. Deshalb bedarf es unbedingt des Schrittes von einer anthropozentrischen zu einer ökozentrischen Theologie, die Gottes Heilshandeln in dieser Welt nicht nur auf den Menschen und seine Erlösung, sondern auf Gottes gesamte Schöpfung ausrichtet. Diese konsequente Fortentwicklung reformatorischer Theologie ist beides, eine große Aufgabe und zugleich eine wichtige Gabe, die in den globalen Diskurs eingebracht werden sollte.

Aber Kirche kann noch viel mehr, denn ihr öffentliches Auftreten geschieht ja in den vielfältigsten Zusammenhängen. Auf Gemeindeebene kann schon eine Sonntagschule oder ein Kindergottesdienst zum Thema Schöpfung und Klimawandel gewaltige Transformationsprozesse auslösen, sowie auch diakonische Projekte im landwirt-

schaftlichen Bereich. Gemeinden können sich für ökologische Zertifizierung entscheiden, und damit sowohl für das nötige Bewusstsein sorgen, als auch einen konkreten Beitrag leisten.

Zum Abschluss: kirchliche Beziehungen in einer zerrissenen Welt

Obschon der Begriff der »Einen Welt« zur gängigen Umgangssprache geworden ist, scheint er noch lange nicht einen Ausdruck gefunden zu haben in dem Bewusstsein, dass diese Welt tatsächlich eine ist, und dass keine andere als diese eine Welt zur Verfügung steht. Mehr noch, einige Entwicklungen deuten darauf hin, dass ein bereits erlangtes Bewusstsein von der Einen Welt unter Druck steht. Zwar hat die Globalisierung Regionen, Länder und Individuen einander nähergebracht. Doch hat diese Nähe nicht unbedingt zu einer Konsolidierung von Beziehungen beigetragen, sondern hat auch Entfremdung hervorgerufen. In einem Zeitalter von noch nie dagewesenen Möglichkeiten der Kommunikation auf Knopfdruck, über Grenzen hinweg, simultan und beeindruckend real trotz ihrer virtuellen Natur, scheinen Kommunikationsstörungen und – abbrüche an der Tagesordnung zu sein.

Als Resultat greift eine Rückzugsmentalität um sich, ein Hang zur Fragmentierung und zur Abschottung in kleine, überschaubare, abgegrenzte Identitätsinseln. Dies betrifft die Staatengemeinschaft, die im Begriff steht, mühsam errungene Konsense über Werte, Instrumente und Vorgehensweisen im Miteinander über Bord zu werfen, aber auch Religionsgemeinschaften, die sich von bereits entwickelten Modalitäten des Miteinanders durch Fundamentalismen und religiös begründeten politischen Extremismus in ein Gegenüber abdrängen lassen.

Den in partnerschaftlichen Beziehungen eingebundenen Kirchen, wie etwa den Kirchen, die sich in der Leipziger Mission gemeinsam aufmachen, um an Gottes Mission zu partizipieren, kommt in diesem Kontext der Fragmentierung eine außerordentlich wichtige Rolle zu: Statt sich den zentrifugalen Kräften der Entfremdung und Distanzierung zu beugen, ist ihnen die zentripetale Ressource der im Evangelium Jesu Christi und durch die Taufe begründeten Beziehungen zu eigen. In einem Zeitalter der überhandnehmenden Polarisierungen ist das verbindende, brückenbauende Beharren auf geschenkten Beziehungen eines der profiliertesten prophetischen Zeichen, das Kirchen – nicht allein der Reformation – anzubieten haben. Wie sollten sie sich

anders verhalten, da sie doch selbst von dem gewaltigen Brückenschlag erfasst sind, den Gott in Jesus Christus mit seiner ganzen Schöpfung gesucht hat, und den es gilt, auch und gerade in einer zerrissenen Welt weiter zu bekunden?

Verantwortung übernehmen – Kirche sein

Dieser Beitrag scheint mir besonders wichtig zu sein in einem Zeitalter, in dem Konflikte und Entfremdung zunehmend gewaltsam gelöst werden.

Bischof Munib Younan von der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und dem Heiligen Land hat während eines Besuches in Frankreich einen bemerkenswerten Satz ausgesprochen: »Glaubensgemeinschaften haben eine Verantwortung darin, politische und religiöse Mäßigung zu fördern als das beste Mittel um die Anziehungskraft des Extremismus zu verringern«. Und Kirchen können das tun: in ihren Gottesdiensten, mit ihrer Verkündigung, mit ihren Kindergottesdiensten, Kindergärten, Schulen und sonstigen diakonischen Einrichtungen; in ihren Gesprächen mit Stadt-, Kreis- und Landesverwaltung. Darum ganz einfach: seien Sie Kirche. Tun sie weiter, halten Sie fest, lassen Sie sich nicht abbringen (Römer 12:21).

Darin liegt wohl auch die starke Botschaft der anvisierten gemeinsamen Gedenkfeier der Reformation zwischen der katholischen Kirche und dem Lutherischen Weltbund am 31. Oktober 2016 in Lund, Schweden. Unter dem Thema »Von Konflikt zur Gemeinschaft« soll es gerade darum gehen, wie eben der Glaube, über den so heftig gestritten wurde – ein Streit, der auf so furchtbare Art auch politisch manipuliert wurde – zugleich auch eine Ressource für ein neues Zusammenleben darstellt.

Wie ich es immer wieder betone: Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass wir uns mit unserer Arbeit für die Versöhnung von katholischen und lutherischen Gläubigen gleichzeitig auch für Gerechtigkeit, Frieden und Versöhnung in einer Welt einsetzen, die durch Konflikte und Gewalt zerrissen wird.

Darum nochmals: Kirche sein. In ganzheitlicher Mission, dem Menschen zugewandt, mit klarer Unterscheidung der Bereiche, in denen Kirche agiert – und darum auch immer mit einem starken öffentlichen Profil um Verantwortung zu übernehmen.

Anmerkungen:

¹ Trotz Bedenken einiger politischen Akteure, wurde die Veranstaltung zu einem vollen Erfolg und führte zu einer interreligiösen Erklärung »Welcoming the Stranger«, die bislang viel bewegt hat sowohl in der globalen politischen Diskussion, als auch hinsichtlich von konkreten Schutzmaßnahmen für Flüchtlinge vor Ort, die häufig von Glaubensgemeinschaften durchgeführt werden.
https://www.lutheranworld.org/sites/default/files/Fremde_gastfreundlich_aufnehmen.pdf

² <https://sustainabledevelopment.un.org/?menu=1300>

³ Natürlich ist auch bekannt, dass diese neue Offenheit für FBO nicht überall vorzufinden ist. Es gibt auch eine gegenläufige Bewegung auf der Ebene von einzelnen Staaten, die es Glaubensgemeinschaften immer schwerer macht, ihren Öffentlichkeitsanspruch im zivilgesellschaftlichen Bereich zum Ausdruck zu bringen.

⁴ <https://www.lutheranworld.org/sites/default/files/DMD-Mission-in-Context-DE-low.pdf>

⁵ <http://www.unhcr.org/news/latest/2016/5/574db9d94/mediterranean-death-toll-soars-first-5-months-2016.html>



Grußwort

Von Landesbischof Dr. Carsten Rentzing, Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens, Dresden

»...**, dass ihr hingehet« Internationale Partnerschaftstagung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, 9. bis 14. Juni 2016, Meißen**

Sehr geehrte Frau 1. Vizepräsidentin, liebe Frau Dombois,

sehr geehrte Damen und Herren Abgeordnete des Europaparlamentes, des Deutschen Bundestages und des sächsischen Landtages,

sehr geehrte Herren Staatssekretäre,
sehr geehrte Bischöfe unserer Partnerkirchen,
sehr geehrte Gäste der weltweiten Ökumene,
sehr geehrter Herr Diözesanadministrator,
sehr geehrte Damen und Herren Vertreterinnen und Vertreter aus Wirtschaft, Kultur, Medien und der Gesellschaft,
sehr geehrter Herr Präsident Lilie,

es ist mir eine Freude Sie hier in der St. Afrikanische Kirche und der Evangelischen Akademie Meißen auf unserem Sommerempfang willkommen zu heißen.

Traditionell standen die letzten Sommerempfang unter dem jeweiligen Jahresmotto der Lutherdekade. Auch dieses Jahr soll dies so sein. »Reformation und die eine Welt«, so heißt das Thema. Und so ergibt sich eine Besonderheit dieses Sommerempfanges. Er wird umrahmt von der Begegnungstagung mit den Vertretern unserer Partnerkirchen in der weltweiten Ökumene. Die zahlreichen hier anwesenden ausländischen Gäste sind der lebendige Ausdruck dafür. So ergeben sich ganz besondere Möglichkeiten der Begegnung auf diesem Sommerempfang. Banda Internationale, ein Ensemble, in dem Musiker aus vielen Ländern gemeinsam musizieren, wird uns durch diesen Abend begleiten und im Zentrum wird ein Vortrag von Präsident Lilie stehen, der von einer ganz speziellen Form des Marathonlaufes zu uns sprechen wird.

An den Anfang aber möchte ich ein Wort aus der Heiligen Schrift stellen, das über dieser Woche steht: »Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.« (Lk 19,10)

Verlorenheit ist ein Begriff und eine Sache, die uns in diesen Tagen ganz neu und bedrückend nahe gerückt ist. Verloren ist das, was sich nicht mehr an dem Ort befindet, an den es gehört. Verloren ist der Mensch, der auf der Flucht ist. Verloren ist der Mensch, der sich in einem Lager befindet. Verloren ist man an einem Ort, an dem man keine Wurzeln schlagen kann. Verloren ist jeder, der keinen festen Boden unter den Füßen hat. Und das meint nicht nur aber auch diejenigen, die auf Nusschalen über das tosende Meer fahren und ihr Leben aufs Spiel setzen. Alle Verlorenen will Christus selig machen. Den Orientierungslosen und Verunsicherten gibt er festen Boden zurück. Den Heimatlosen und Entrechteten gibt Er eine Zukunft. Sein Herz wendet sich allen zu, die in ihrer Verlorenheit Hilfe suchen. Und diejenigen, die ihm folgen, seine Jünger, sollen und dürfen es ihm gleich tun!

Erfüllt von dieser Botschaft sind einst Männer und Frauen in alle Welt gegangen, um das Evangelium allen Völkern zu bringen. Daraus ist eine weltweite Gemeinschaft entstanden, die den Gesellschaften gut getan hat und bis auf den heutigen Tag guttut. Bis auf den heutigen Tag erinnern wir an den Geist der Barmherzigkeit und die Wegweisungen Gottes für uns Menschen. Und wir erleben auch, welcher Segen daraus erwächst. Das ist unsere Art unserer gesellschaftlichen Verantwortung gerecht zu werden. Wir tun dies im Auftrag und im Namen desjenigen, der »gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.« In diesem Sinne wünsche ich uns allen einen gesegneten Abend. 

Grußwort

Von Andrea Dombois, Vizepräsidentin des Sächsischen Landtages

»... dass ihr hingehet« Internationale Partnerschaftstagung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, 9. bis 14. Juni 2016, Meißen

Ich freue mich, dass ich heute unseren Landtagspräsidenten mit diesem Grußwort vertreten darf und möchte mich bei Ihnen im Namen der Vertreter der sächsischen Landespolitik recht herzlich für die freundliche Einladung zum diesjährigen Sommerempfang der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsen bedanken.

Dieser Sommerempfang ist mehr als eine gute Tradition, weil er uns die Möglichkeit gibt unsere Standpunkte zu aktuellen Tagesfragen und Entwicklungen in unserem Land auszutauschen und die auch oftmals unterschiedlichen Standpunkte miteinander zu besprechen.

Dieses Jahr findet der Empfang für Vertreter aus Politik und Gesellschaft im Rahmen einer Begegnungstagung zum Themenjahr der Lutherdekade statt.

Das äußerst komplexe Thema »Reformation und die Eine Welt« bewegt unsere Landeskirche gegenwärtig ganz aktuell.

Bereits in den letzten Jahren wurde hervorgehoben, dass unser Nachdenken über 500 Jahre Reformation in eine Epoche des globalen gesellschaftlichen Umbruchs fällt, dessen Ausgang heute noch gar nicht ermessen werden kann.

Durch die zunehmenden politischen, gesellschaftlichen, ökologischen und nicht zuletzt auch informationstechnologischen Verflechtungen wächst die Welt immer weiter zusammen.

Gegenwärtig erleben wir die größten Flüchtlingsbewegungen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

Die Flüchtlingskrise hat es uns Europäern wie niemals zuvor ins Bewusstsein gerückt, dass Asien und Afrika direkt vor unserer Haustür liegen, wir nicht auf voneinander isolierten Kontinenten, sondern letztendlich in Einer Welt leben.

Weltweit gibt es derzeit etwa 60 Millionen Flüchtlinge.

Ein Teil von ihnen kommt nach Europa, um ihren Traum von einem Leben ohne Krieg und Vertreibung, ohne Verfolgung und Hunger zu verwirklichen.

Viele dieser Menschen sind auch zu uns in den Freistaat Sachsen gekommen und leben jetzt mitten unter uns.

Tausende Mitbürger verhalten die sich ihnen gegenüber solidarisch, übernehmen Verantwortung und Partnerschaften, sie üben ganz aktiv Nächstenliebe unabhängig davon, ob sie einer Konfession angehören oder nicht.

Sie helfen Asylsuchenden, die Tücken des Alltags zu bewältigen und bürokratische Hürden zu überwinden.

Ein Großteil kommt aus unseren evangelisch-lutherischen Kirchgemeinden, aber auch aus anderen Kirchen und Religionsgemeinschaften, die in Sachsen zuhause sind.

Deshalb möchte ich den heutigen Tag zum Anlass nehmen, um allen Helferinnen und Helfern im Namen der Abgeordneten des Sächsischen Landtags und der Landespolitik für diese uneigennützig Arbeit herzlich zu danken.

Allerdings gab es im Zusammenhang mit der Aufnahme von Flüchtlingen in sächsischen Städten und Gemeinden auch unüberhörbare öffentliche Äußerungen von Rassismus und offen ausgelegene Gewalt.

Ich erinnere in diesem Rahmen an eine Erklärung von Landtagspräsident Dr. Matthias Rößler und Ministerpräsident Stanislaw Tillich vom vorigen Jahr, in der sie zu den gewaltsamen Ausschreitungen klar Stellung bezogen haben.

Diese Angriffe sind Anschläge auf unsere Werte und unsere Grundordnung. Wer sie verübt, wer sie unterstützt, wer sie billigt, der stellt sich außerhalb der Gemeinschaft.

Wir alle wissen längst, dass die Flüchtlingskrise einerseits die wohl größte humanitäre Herausforderung der Gegenwart bildet, die in ihren geopolitischen Ursachen und Auswirkungen allein auf internationaler Ebene bewältigt werden kann.

Andererseits bildet die Integration jener Menschen, die bei uns in Deutschland angekommen sind und in Sachsen bleiben werden, eine der großen sozialen Aufgaben, vor die wir uns gegenwärtig alle gemeinsam gestellt finden.

Sie erfordert das Handeln der Landespolitik, aber auch der Kirchen und Religionsgemeinschaften und der Bürgergesellschaft insgesamt.

Die vorausgegangenen theologischen und sozialpolitischen Gedanken zur Herausforderung der Integration haben die komplexe Situation, in welcher wir uns heute befinden, auch aus evangelischer Perspektive deutlich gemacht.

Ich vertrete ebenfalls die Auffassung, dass Integration eine geistige Auseinandersetzung unumgänglich macht.

Diese Auseinandersetzung kann aber nicht unter Theologen allein ausgetragen werden, sondern muss, weil es um gemeinsame Wertsetzungen geht, auch eine durchaus pädagogisch ausgerichtete gesellschaftliche Relevanz erhalten.

Die Friedensbotschaft der Religionen, die heute als spirituelle Kräfte in den Gemeinden und Gemeinschaften Sachsens vertreten sind, wird in der Gesellschaft nur dann wirksam sein, wenn ein Bewusstsein gemeinsamer Werte entsteht.

Kirchen und Religionsgemeinschaften sind – nicht zuletzt vor dem Hintergrund des Reformationsjubiläums – dazu aufgerufen, einen öffentlichen Dialog zu führen, um diese gemeinsame Werte zum Tragen zu bringen.

Wir haben in den zurückliegenden Jahrzehnten ermutigende Erfahrungen im jüdisch-christlichen Dialog gesammelt.

Heute brauchen wir darüber hinaus auch einen christlich-jüdisch-islamischen Dialog, um jenen Rechtspopulisten entgegenzuwirken, die Religi-

onsfreiheit dadurch infrage stellen, indem sie religiöse Minderheiten ausgrenzen wollen.

Ebenso brauchen wir – und das betrifft den sozialpolitischen Aspekt – eine Verstärkung und Neuorientierung unserer Bemühungen um Integration.

Wir müssen Wege finden, damit Zuwanderer tatsächlich in der Mitte der deutschen Gesellschaft ankommen, von den gemeinsamen Freiheiten und individuellen Fähigkeiten profitieren und nicht an den Rand der Gesellschaft abgedrängt werden.

Vor einem Vierteljahr ist das Maßnahmenpaket für ein starkes Sachsen beschlossen worden.

Dessen Maßnahmen reichen von der Stärkung der Inneren Sicherheit über die Förderung der politischen Bildung und des gesellschaftlichen Dialoges bis hin zur Integration.

Die Integrationsmaßnahmen richten sich gleichermaßen an Asylsuchende, Kommunen und Ehrenamtliche und tragen damit zum Zusammenhalt in der Gesellschaft bei.

Ich bin wie meine Abgeordnetenkolleginnen und Kollegen der festen Überzeugung, dass damit weit mehr als nur ein symbolisches Zeichen gesetzt wurde, sondern vielmehr Kräfte, die wir dringend benötigen, freigesetzt werden können.

Damit wurde eine weitere Grundlage dafür geschaffen, die uns als Vertretern der Politik, der Kirchen und der Gesellschaft dabei hilft, unserer Verantwortung innerhalb der Einen Welt hier in unserem Freistaat Sachsen gerecht zu werden.

Auf diesem Wege wünsche ich uns allen recht viel Erfolg.

Ich danke Ihnen.



Integration ist ein Marathonlauf, der gerade erst begonnen hat

Von Ulrich Lilie, Präsident der Diakonie Deutschland

»... dass ihr hingehet« **Internationale Partnerschaftstagung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, 9. bis 14. Juni 2016, Meißen**

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich möchte Ihnen von Mohammad Sadek-Darwish erzählen. Herr Sadek-Darwish ist einer der rund 1,19 Millionen Männer, Frauen und Kinder, die seit dem vergangenen Sommer in Deutschland Zuflucht und Zukunft gesucht haben. 39.800 von ihnen leben in Sachsen. Die Zahl habe ich auf der Homepage der Sächsischen Staatskanzlei gefunden. Die meisten kommen aus Syrien, Afghanistan und dem Irak. Das sind, wenn ich mich nicht verrechnet habe, 0,9 Prozent der Bevölkerung in Ihrem Bundesland.

Herr Sadek-Darwish hat Tischler gelernt. Er ist 25 Jahre alt. Vor drei Jahren hat er bei einem Bombenanschlag in Damaskus beide Beine, einen Arm und ein Auge verloren. Ich habe ihn in einer Berliner Gemeinschaftsunterkunft der Diakonie für besonders schutzbedürftige Flüchtlinge kennengelernt. Dort lebt er seit September vergangenen Jahres. Ein freundlicher kräftiger junger Mann. Jeans, Polo-Shirt, Basecap verkehrt herum auf dem Kopf. Seinen alten Beruf kann er nicht mehr ausüben. Der neue Traum für sein Leben in Deutschland heißt Grafik-Design. Herr Sadek-Darwish möchte studieren.

Ob das realistisch ist, fragen Sie sich?

Wahrscheinlich nicht. Jedenfalls nicht ohne Unterstützung. Andererseits: War es realistisch, mit nur einem Arm und ohne Beine über das Mittelmeer von Damaskus nach Berlin zu kommen?

Herr Sadek-Darwish hat es zusammen mit seinem Neffen trotzdem geschafft. Etwa zeitgleich mit seinem Eintreffen wurden die Flüchtlinge und ihre Situation das große Thema in unserem Land, in Europa. Der dreijährige Aylan ertrank vor der türkischen Küste, das Bild seiner am Strand angespülten Leiche ging um die Welt. Seitdem hat das Thema Flucht und Flüchtlingspolitik die ersten Plätze der politischen, der medialen und gesellschaftlichen Agenda nicht mehr verlassen. Und das ist gut so. Denn weltweit sind über 60 Millionen Menschen auf der Flucht. 60 Millionen Menschen wie Sie und ich. Christen verstehen Men-

schen als »Ebenbilder Gottes«. Das ist ein kraftvoller, biblischer Begriff, der mit dem modernen, säkularen Begriff der Menschenwürde verwandt ist, auf den sich das Recht auf Asyl beruft. Vor diesem Hintergrund sagte Kardinal Rainer Maria Woelki kürzlich am Fronleichnamfest in Köln: »Wer Menschen im Mittelmeer ertrinken lässt, lässt Gott ertrinken.« Dem ist eigentlich nichts weiter hinzuzusetzen. Vielleicht nur der Hinweis dass das Evangelium uns Christen auch zumutet, in den Fremden Christus selbst zu entdecken. Vgl. Matthäus 25. Niemand hat behauptet, dass das immer einfach ist.

1. Asyl ist ein Menschenrecht

Die Themen Flucht und Integration sind die Dauerbrenner in den öffentlichen Debatten, in Zeitungen, Hörfunk und Fernsehen und natürlich im Internet, in den sozialen Medien. Neben viel differenzierter Information und wichtigen kritischen Kontroversen, erschrecken mich der dumpfe Rassismus und die zunehmende Verrohung des Tons, die sich in die Debatten und in unser Miteinander fressen. Nicht nur in Ihrem Bundesland, wo – wie gesagt – nicht einmal ein geflüchteter Mensch auf 100 Sachsen kommt, ist dieser Rassismus schon in Gewalt umgeschlagen. Und bei den zurückliegenden Wahlen wurden nicht nur in Deutschland Parteien zu vermeintlichen Gewinnern solcher erschreckender Verrohung, die auf sehr komplexe Verhältnisse mit allzu einfachen, teilweise bizarren und in keiner Weise zukunftsfähigen Parolen reagieren.

Dabei ist die Auffassung, dass Konflikte und Kriege in fernen Ländern oder die Folgen des Klimawandels dort uns nichts angingen, nicht haltbar. Nur nationale, gar nationalistische Politikansätze sind vorgestrig. Die globalisierte Welt ist längst ein Dorf geworden – wenn an einem Ende des Dorfes die Hütten brennen, werden wir am anderen Ende nicht so tun können, als ginge uns das nichts an.

Das heißt, natürlich könnten wir so tun. Aber das wäre – auch im wohlverstandenen eigenen Interesse eben weder klug, noch nachhaltig – und schon gar nicht anständig, erst recht nicht christlich. Wir Menschen leben längst als eine Schicksals- und Verantwortungsgemeinschaft auf diesem Planeten. Das gilt es zu verstehen. Wir können die Fluchtursachen – Krieg, Armut, Klima-

wandel – nur gemeinsam wirkungsvoll bekämpfen. Nur gemeinsam können wir erfolgreich daran arbeiten, dass dieser unbegreiflich erwählte Planet weiterhin eine Lebensgrundlage für alle bietet. Das sollten wir tun, solange uns dafür noch Zeit geschenkt ist.

Die Ankunft der Zuflucht- und Zukunftsuchenden hat viele Herausforderungen für viele Menschen auf vielen Ebenen unseres Gemeinwesens mit sich gebracht: Unterkunft, Verpflegung, medizinische Versorgung. Bearbeitung der Asylanträge, Schul- und Sprachunterricht. Wohnung, Ausbildung, Arbeit. All das muss organisiert und finanziert werden.

Was von Haupt- und Ehrenamtlichen in Behörden und Gemeinden, in Diakonie und freier Wohlfahrt, von Regierungen und Zivilgesellschaft in unserem Land geleistet wird, ist beeindruckend und Grund zur Dankbarkeit. Die engagierten Helferinnen und Helfer sind das Gesicht der besten Seiten unserer Gesellschaft, der humanitäre Stärke unserer Kultur. Das strahlt aus in unsere Gemeinwesen: So beginnen gute Geschichten und eine lebenswerte Zukunft.

Ich bin überzeugt. Jetzt ist es wichtiger denn je mit unseren gemeinsamen Anstrengungen nicht nachzulassen: Denn Integration ist ein Marathonlauf, der gerade erst begonnen hat.

Und das individuelle Grundrecht auf Asyl, das im Deutschen Grundgesetz und in der EU-Grundrechtecharta verankert ist, liebe Damen und Herren, ist und bleibt ein Menschenrecht. Selbstverständlich brauchen wir in einem Europa der Menschenrechte bald eine tragfähige und glaubwürdige europäische Antwort auf diese Jahrhundertherausforderung. Diese Antwort kann nicht sein, die Grenzen dicht zu machen, wir haben gelernt, dass das nicht funktioniert. – Ganz abgesehen davon, dass es unmenschlich und unchristlich ist. – Und es ist auf Dauer auch keine Lösung, die Aufgabe, Flüchtlinge in Deutschland und Europa dauerhaft zu schützen, auf andere Staaten wie die Türkei abwälzen, in denen eben kein angemessener Schutz und kein rechtsstaatliches Asylverfahren garantiert ist. Angesichts der weltweiten Flüchtlingsbewegungen haben wir auch weiterhin die Verpflichtung, denen, die vor unserer Haustür vor unsäglicher Gewalt, vor Krieg und Vertreibung fliehen und die bei uns Zuflucht und Zukunft suchen, Wege in unsere Gesellschaften öffnen. Menschen wie dem eingangs geschilderten Mohammad Sadek Darwish,

der seinen Weg in unsere Gesellschaft in einem Rollstuhl beginnt.

Wie kann das gelingen?

2. Integration beginnt im Kopf

Ich bin überzeugt: Integration beginnt zunächst im Kopf. Wer die Menschen, die bei uns Zuflucht und Zukunft suchen ausschließlich als Bedrohung ansieht, wird kaum brauchbare Ideen entwickeln, wie man ihnen die Ankunft erleichtert. Wir brauchen in Deutschland und in Europa dringend einen Paradigmenwechsel: Weg vom einseitigen Gedanken der Last, hin zu dem des Potenzials, das mit jedem Menschen verbunden ist. Weg vom Flüchtling, der kostet, hin zum Menschen, der kostbar ist.

Doch die Wurzeln des alten Paradigmas der Last, des lästigen Flüchtlings, liegen tief: Die Gesellschaft für Deutsche Sprache kürte »Flüchtling« zum Wort des Jahres 2015. In der lesenswerten Begründung heißt es, das Substantiv sei auch sprachlich interessant. Ich zitiere: »Gebildet aus dem Verb flüchten und dem Ableitungssuffix –ling ..., klingt Flüchtling für sprachensible Ohren tendenziell abschätzig: Analoge Bildungen wie Eindringling, Emporkömmling oder Schreiberling sind negativ konnotiert, andere wie Prüfling, Lehrling, Findling, Sträfling oder Schützling haben eine deutlich passive Komponente. Neuerdings ist daher öfters alternativ von Geflüchteten die Rede. Ob sich dieser Ausdruck im allgemeinen Sprachgebrauch durchsetzen wird, bleibt abzuwarten.«

Integration beginnt im Kopf und im Herz: Hören wir bitte auf, von »den Flüchtlingen« zu sprechen. Erst dann werden wir die einzelnen Menschen und ihr Potenzial wirklich wahrnehmen können.

Für das Gelingen von Integration, für die Verwandlung von Flüchtlingen in Mitmenschen, ist bloßes Abwarten keine angemessene Haltung. Nicht nur wer ablehnt, gefährdet Integration. Auch wer nur abwartet, gefährdet Integration. Und wer Integration gefährdet, gefährdet den gesellschaftlichen Frieden für uns alle. Mich besorgt, dass wir die unterstützenden Kräfte auf der regionalen und kommunalen Ebene so wenig bündeln, wir bräuchten dringend eine neue Kultur der »Runden Tische«, an denen sich alle Verantwortlichen und alle Verbündeten aus allen gesellschaftlichen Gruppen zu einer verbindlichen Zusammenarbeit und zu konkreten kommunalen Zielen verabreden.

3. Integration geht uns alle an

Integration verstehe ich – das haben Sie sicher bereits gemerkt – nicht allein als eine Bringschuld der auf das Fremdsein reduzierten »Fremden«. Integration ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, die das Engagement der Alteingesessenen und der Neuankommenden braucht.

Selbstverständlich verändert dieser Prozess unser Land.

Doch die Aufnahme von Flüchtlingen oder von Arbeitsmigranten und ihre gelingende Integration ist nicht nur in der deutschen Geschichte immer eine Investition in die Zukunft einer Gesellschaft gewesen. Im 17. Jahrhundert die Hugenotten in Preußen, im 19. Jahrhundert die Ruhrpolen aus Masuren, im 20. Jahrhundert die Türken – auf Einladung. Menschen gehen dorthin, wo sie Arbeit, Frieden und Zukunft für sich und ihre Kinder erhoffen. Menschen kommen an in ihrer neuen Heimat, wenn sie dort schnell Arbeit, Frieden und Zukunft für sich und ihre Kinder finden.

Und immer wieder lösen »die Neuen« Widerstände aus: ihr anderer Glaube, ihre andere Sprache, die andere Kleidung und das andere Essen – Fremde eben. – Aber wir können ihrer Hoffnung und ihrem Talent eine neue Heimat geben, verehrte Damen und Herren. – Wir könnten es Ihnen und uns auch nur schwerer machen. Aber dann werden wir alle einen hohen gesellschaftlichen Preis dafür bezahlen müssen.

4. Integration beginnt am ersten Tag

Integration beginnt mit dem ersten Tag. Ob aus dem Willkommen ein Ankommen wird, entscheidet sich heute. Das lange Warten macht die Menschen krank und zornig. Wer monatelang untätig auf seinem Feldbett sitzen und darauf warten muss, bis sein Schutzstatus und sein Aufenthaltstitel geklärt werden und er zu seiner Familie darf, verliert den Mut. Oder wird wütend. Wer sein Schicksal nicht selbst in die Hand nehmen darf und beim Aufbau eines neuen Lebens nicht unterstützt wird, ist dann später viel schwieriger für gute Vorschläge zu gewinnen. Darum müssen wir schneller, effizienter und beweglicher werden. Hettstedt in Sachsen-Anhalt ist nur eine der Kommunen, die erfolgreich versucht Anreize zu schaffen, damit die Flüchtlinge bleiben. Cottbus oder Goslar erkennen in den Zufluchtsuchenden Menschen mit Potenzial und gehen auf sie zu. Solche Geschichten müssen erzählt und weiter geschrieben werden.

Entscheidend sind hier zum einen staatliche Angebote und rechtliche Regelungen, die den Menschen einen sicheren Aufenthalt, Zugang zu Integrationsmaßnahmen und zum Arbeitsmarkt sichern. Entscheidend sind vor allem auch die Kommunen und die Zivilgesellschaft: darum noch einmal, ich werbe für kommunale runde Tische, an denen sich Wirtschaft, Kommunalverwaltung, Stadt- und Bildungsplaner, Jobcenter, Schulen, Kirchengemeinden, Krankenhäuser und und und mit den Organisationen der Flüchtlingshilfe vernetzen und sich gemeinsame, verbindliche, auch nachprüfbar, Integrations-Ziele setzen. Ziele, die wir gemeinsam erreichen können und von denen sowohl die Neuankömmlinge, als auch die Gesamtgesellschaft profitieren wird: Denn es geht jetzt um die kommunale Organisation von Arbeit, Wohnung und Bildung. Davon haben langfristig alle etwas. DWI-Präsident Marcel Fratzscher hat das jüngst so formuliert hat »Die Flüchtlinge zahlen die Rente der Babyboomer.« Immerhin sind ein Drittel von ihnen Kinder und Jugendliche.

Ambitioniert und chancenorientiert nach vorne denken und dabei die Situation der Schwachen, der Alten, der Behinderten, der Kranken und der Traumatisierten nicht vergessen, sondern ihnen gerecht werden – diesen Geist der Zuversicht, der Menschenfreundlichkeit und der Nächstenliebe würde ich gerne entfacht sehen in unserem Land – und keine German Angst.

Von diesem Geist hätte ich – ich will das nicht verschweigen – auch gerne mehr im Entwurf des Integrationsgesetzes gespürt. Es ist ein zu wenig ambitioniertes Gesetz herausgekommen, es atmet den Geist des Misstrauens – und das ist falsch. Es unterstellt den Schutzsuchenden mangelnden Integrationswillen. Das stimmt überhaupt nicht mit den Erfahrungen überein, die wir als Diakonie in unserer vielfältigen Arbeit mit Flüchtlingen machen. Statt Anreize zu setzen, schwingt das Gesetz die Drohkeule und verhängt Sanktionen für angeblich mangelnde Integrationsbereitschaft.

In der Diakonie sehen wir das sehr kritisch. Wir wollen, dass Flüchtlinge in Deutschland dauerhaft Schutz bekommen – so wie das auch der Grundgedanke der Genfer Flüchtlingskonvention und des Grundgesetzes ist. Wir wollen verhindern, dass Familien und soziale Netzwerke durch Wohnsitzzuweisungen auseinandergerissen werden, dass Kranke wegen Sprachproblemen nicht die ärztliche Versorgung bekommen, die sie brauchen, dass Männer und Frauen wegen eines Arbeitsverbots oder einer Vorrangprüfung zum Nichtstun verdammt sind, dass Kindern und Ju-

gendlichen der rasche Zugang zu Bildung und Ausbildung verweigert wird. Wir sind sicher: Eine solche in Gesetze gehüllte abweisende Haltung transportiert sich. Und diese Haltung verhindert eine gelingende Integration.

Das können wir besser.

Und mit diesem »Wir« möchte ich Ihre Aufmerksamkeit heute auf einen entscheidenden Faktor für gelingende Integration lenken, der in den Debatten um das liebe Geld und neue Gesetze zu oft untergeht: Denn was die Menschen, die bei uns Zuflucht und Zukunft suchen, mindestens genauso dringend brauchen wie Arbeit und Wohnung sind andere Menschen: Nachbarn, Bekannte, Freundinnen und Freunde, hoffentlich bald Kolleginnen und Kollegen, irgendwann auch Familienmitglieder.

Auch deswegen ist es so bedeutend, dass die Integrationsarbeit auf den Schultern vieler liegt. Hier wachsen Beziehungen, nicht nur Beziehungen zwischen Alt-Einwohnern und Neu-Einwohnern. Sondern auch Beziehungen zwischen alteingesessenen Menschen, die sich ohne die Ankunft der Flüchtlinge nie kennengelernt hätten.

Wie viele neue Netzwerke zwischen Institutionen, Parteien, Kirchengemeinden, Sport-Vereinen, Theatern sind entstanden und entstehen noch. Diese Beziehungen bilden die Basis für unser neues gesellschaftliches Wir. Für ein weltoffenes und tolerantes Zusammenleben der Verschiedenen.

Auch in Zukunft werden sich Menschen begeistern lassen für diese Aufgabe. Darauf baue ich.

Doch um nachhaltig zu sein, braucht die Kultur des Ehrenamts – das wissen wir in der Diakonie mit 750.000 bürgerschaftlich Engagierten schon seit langem – auch professionelle Koordination und Förderung. Wie gesagt: Kommunale Runde Tische wären ein Instrument, die Kräfte von Verwaltung, Regierung und Zivilgesellschaft zu bündeln. Die Haupt-Integrationsfelder Wohnung, Sprache, Schule und Arbeit müssen gleichzeitig bearbeitet werden. Dazu sind schnell erhebliche Investitionen und eine entsprechende Ausstattung der Kommunen nötig: im Sozialen Wohnungsbau wie beim Ausbau von Schulen und Kindertagesstätten. Das wird nur gelingen und sich auszahlen, wenn Staat, Land und Kommunen, aber auch Verbände und Zivilgesellschaft noch stärker zu-

sammenarbeiten. Auf der kommunalen Ebene entscheidet sich viel.

Damit das gelingt, benötigen wir auch weiterhin eine Kultur der Improvisation. Der Innenminister unseres Landes hat vor wenigen Tagen bei einem öffentlichen Vortrag von seinen vielen Vorortgesprächen mit Verantwortlichen in den letzten Wochen und Monaten erzählt. In allen Gesprächen berichteten ihm Sozialdezernenten und Landkreisdirektoren, dass sie sich bei der Erstversorgung und Unterbringung über manche Verwaltungsvorschrift hinweggesetzt haben. Wir brauchen immer noch Menschen, die sich zuerst fragen: Wie schaffen wir jetzt die Gelingensvoraussetzungen für Integration möglichst schnell und erfolgreich?

5. Die Kultur der Improvisation

Integration braucht die Gabe der Improvisation. Eine Kultur der Improvisation speist sich aus Geistesgegenwart und gesundem Menschenverstand, aus der Fähigkeit aus dem Stegreif mit anderen etwas darzustellen oder herzustellen. Ungewohnte Allianzen einzugehen. Nicht zu verzweifeln, wenn Lösungen nicht sofort auf der Hand liegen. Auch nicht, wenn nicht alle Mittel vor Beginn zur Verfügung stehen. Manchmal erfordert Improvisation aber eben auch einen souveränen Umgang mit Regeln. Die Begabungen, die man zum Improvisieren braucht, sind in Deutschland ausreichend vorhanden und dürfen sich jetzt weiter entfalten:

Ich meine den Geist der Bastler und Heimwerker.

Den der Globetrotter oder der Gamer am Computer.

Ich meine die Gaben der Köchin, die vor einem fast leeren Kühlschrank steht und doch ein schmackhaftes Gericht herzustellen vermag.

Das Improvisationstalent berufstätiger Eltern.

Ich meine die Deutschen mit Migrationshintergrund, die bereits unter uns leben und ihre kulturelle Beweglichkeit.

Und ich meine nicht zuletzt die Menschen, die unter den Lebensbedingungen der DDR nicht müde wurden, nach praktikablen Lösungen für die Alltagserleichterung zu suchen. Und die sich nach 1989 ohne Auswanderung oder Flucht plötzlich in einem neuen Land vorfinden – das sich

keineswegs für alle als das gelobte Land entpupp-
te.

Deutschland ist auch heute nicht das Gelobte Land, in dem Wohlstand für alle einfach herrscht. Dass unser Sozialstaat recht gut funktioniert, verdankt sich einem langen historischen Prozess und zahlreichen Anstrengungen aller Bürgerinnen und Bürger tagtäglich.

Das bleibt den Menschen, die aus zerstörten Gesellschaften zu uns kommen, zunächst mitunter verborgen. Viele kennen aus den Medien nur die funkelnde Oberfläche unserer Konsumgesellschaft und tragen eine undifferenzierte Sehnsucht nach einem Leben in sich, das an diesem Glanz Anteil haben möchte.

Das ist verständlich. Aber unrealistisch. Wir dürfen von den Menschen, die kommen und bleiben wollen, Realismus erwarten. Wir dürfen, ja wir müssen auch Forderungen stellen:

Die deutsche Sprache muss gelernt werden. Es ist deswegen unverzichtbar, dass das Kursangebot erweitert wird, dass es schon in den Gemeinschaftsunterkünften verlässliche Angebote geben muss.

Die Werte des Grundgesetzes müssen als Fundament unserer Gesellschaft von allen Menschen, die hier leben wollen, anerkannt werden.

Religiosität muss ihren angemessenen Platz in unserem säkularen Gemeinwesen finden können. Kirchen, Synagogen und Moscheen und viele andere Religionsgemeinschaften und ihre Versammlungsorte gehören zu Deutschland.

Die Presse ist frei. Die Kunst ist frei. Und Frauen dürfen selbst bestimmen, welchen Beruf, welche Lebensform sie wählen und welche Rocklänge sie bevorzugen. Aber auch, so denke ich, ob sie ein Kopftuch tragen möchten oder nicht.

Wir werden darüber zu diskutieren haben. Und zwar nicht nur mit den Menschen, die Zuflucht und Zukunft bei uns suchen, sondern auch mit denen, die ihren Hass auf alles Fremde so unge-
niiert ausleben, dass es einem fast die Sprache verschlägt. – Aber diesen Gefallen werden wir den Schreihälsen nicht tun! Wir verlangen Res-

pekt, Christen sprechen sogar von Nächstenliebe, und Respekt – erst recht Nächstenliebe – muss in unserer Geschichte auch immer wieder aufs Neue eingeübt werden. Ohne Üben und ohne Engagement gibt es keinen Respekt, keine Nächstenliebe und keine Demokratie.

6. Integration ist ein Marathonlauf, der gerade erst begonnen hat

Integration geht uns alle an. Integration beginnt im Kopf und im Herzen. Integration beginnt mit dem ersten Tag. Und: Integration ist ein Marathonlauf, sehr geehrte Damen und Herren, ein Marathonlauf, der gerade erst begonnen hat.

Was es bedeutet, einen Marathon zu laufen, können wir derzeit in vielen Städten erleben. Auch in Sachsen hat die Saison wieder begonnen. In Hoyerswerda und Chemnitz, im Erzgebirgskreis, im Vogtland, Leipzig, Borna und Werdau erwarten Sie in den kommenden Monaten Läuferinnen und Läufer, die lange trainiert haben, um die gewaltige Strecke laufen zu können. Alte, Junge, Männer, Frauen, Sportliche und solche, die es einfach wissen wollen. Auch Rollstuhlfahrer sind dabei. Es ist die schiere Lust an der Größe der Aufgabe, die viele motiviert. Das wünsche ich mir auch für den Integrationsmarathon, den wir alle in Deutschland gerade miteinander beginnen. Wir alle. Nicht nur die Zufluchtsuchenden. Unsere Motivation dabei ist: Wir laufen nicht allein, sondern mit anderen, deren Wille zur Mitarbeit eben keineswegs erschöpft oder verbraucht ist. Und wir gehen dieses anspruchsvolle Rennen als eine Art Staffellauf.

Wir laufen ihn gemeinsam mit Menschen wie Mohammad Sadek Darwish, von dem ich eingangs erzählt habe. Er hat seinen Integrationsmarathon schon in Damaskus im Rollstuhl begonnen. Was für ein mutiger und beeindruckender Mann. Zum Abschied meines Besuches wünschte er mir Frieden und Erfolg. Seinen Wunsch gebe ich heute gerne an Sie alle weiter: Frieden und Erfolg wünsche ich Ihnen für Ihr vielfältiges Engagement! Und Gottes Geleit und seinen Segen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit. 

Observations of Partnership meeting – International

Von Wilfred Megiroo (representative for East Africa, from Tanzania), Jasmin Sakk (representative for Asia, from India), Provost Elena Bondarenko (representative for Eastern Europe, from Russia), Pastor Jens Kristian Kristiansen (†) (representative for Western Europe, from Denmark), Pastor Izett Samá Hernández (representative for Latino-America, from Cuba), Mary Barthel (representative for Germany, from Saxony/ host), Hofagao Hauth (representative for/ from Papua New Guinea)

»...**, dass ihr hingeht« Internationale Partnerschaftstagung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, 9. bis 14. Juni 2016, Meißen**

Thursday

We were heartily welcomed by the preparation team and got a very friendly and casual introduction to the meeting and the place of Meissen. We always felt comfortable, especially due to the simultaneous translation.

Friday

The prayer in the morning as well as the Bible study were lively and comprehensive. We learned that diaconry (diakonia) and evangelism are not to be separated.

During the main input of Prof. Dr. Parmentier from Switzerland and Bishop Dr. Malasusa from Tanzania, we heard about the journey of Reformation and that it is still ongoing. Next year, the celebration of Reformation will be very different in every place.

We had the chance to get to know about very interesting and important projects in Meissen for civil society supported by the Lutheran church. We learned that the German society has to cope with several challenges as well, such as the current refugee situation in Meißen.

During the late afternoon, we had the chance to exchange ideas about our different experiences regarding worldwide partnerships. We found out that we need to get closer to each other in order to understand each other and in order to see more chances than challenges – which (sometimes) is difficult if groups do not experience the sharing of responsibilities or if the youth are not interested in themes of partnership.

Saturday

The main theme today was Reformation and Justice. Dr. Rajendran from India made us understand that church is not only for Christians but for humanity. It is rather a symbol of humanity than an alien to other religions. To be in partnership with each other promotes justice, even to people in the society. We learned that we have to reflect with each other about justice. Financially we do support each other through various projects but also we need to voice out the injustice of our partners in international platforms. Reformation is a long process that is continuing.

We should ask ourselves how we react to initiatives or decisions from other Lutheran Churches, e.g. abolition of women ordination or the negation of homosexuality.

We noticed that we have to work more for our partners and we need to look across the borders, socially, culturally and politically so that we can understand each other's realities. Before coming together, we should have information about each other since we do not have an idea about all the countries we are partners with.

Despite the very important and interesting inputs we got today, we find the person to person interactions during the breaks highly inspiring. It was not a main subject during the formal session but we noticed that the international refugee situation is very much in focus and we suggest that this must be discussed in the partnership groups but much more important would be the discussion of this topic with youth as well.

During all sessions we find that despite being from different countries and social-economic realities, we have so much in common. Especially the participants from Eastern Europe and Russia, who were historically separated, enjoyed encountering a lot. It would be a great opportunity if the the Evangelical Lutheran Church of Saxony could arrange such regional meetings once in a while

(far from their home in order to be able to discuss issues).

Sunday

The partners today showed the great spiritual potential partnerships have. Also, the interactions during the festival of partnerships increased the bond of partnership. We came closer together – especially our Russian and Latvian colleagues, mentioned that they did not interact intensely earlier on and that this was the first step of hopefully meeting again another time.

The program on the stage was representing the »oneness with different colors« and it was a real highlight of the meeting because the partnerships were staged through doing things together. We felt a great spiritual joy. That was important because during the formal sessions of the conference sometimes that kind of feeling was missing. It would have been great if there had been more people from outside so that we could have shared that great feeling of oneness with them.

A very important and touching program was the night excursion to the Cathedral Church of Meissen. It was a real blessing despite the rainy weather. Many of us came and enjoyed.

Monday

Prof. Dr. Junge gave a very important impulse to us about the global issues through the three main goals of LWF: »Human not for sale!«, »Salvation not for sale!« and »Creation not for sale!« After his speech, we realized that we have to do something together. He concluded the partnership meeting and by giving us inspiration on what to focus about and what needs to be addressed now. He underlined what also Dr. Rajendran focused on: the holistic nature of the Lutheran churches in the world. It is not only about faith, but also concerns societal issues. The reformation goes on and we are still reforming what Martin Luther started.

The whole meeting was a great eye-opener about partnership and minority churches. It is so important to meet. We were so open to share our ideas and challenges and we formed a huge network and unity. We should continue to meet in some years to evaluate our achievements.





Gruppenaufnahme der TeilnehmerInnen in der St. Afrakirche in Meißen (Foto: Daniel Bahrmann)



... **DASS** JOHANNES 15,16
IHR HINGEHT †
09.—14. Juni 2016
PARTNERSCHAFTSTAGUNG
DER EVANGELISCH-LUTHERISCHEN
LANDESKIRCHE SACHSENS **Meißen**



Impressum

Herausgeber des Sonderdrucks:

Ev.-Luth. Landeskirchenamt Dresden
Lukasstr. 6
01069 Dresden
www.evlks.de

Autoren:

Mary Barthel (Deutschland)
Elena Bondarenko (Russland)
Andrea Dombois (Deutschland)
Hofagao Hauth (Papua-Neuguinea)
Izett Samá Hernández (Kuba)
Dr. h.c. Martin Junge (Schweiz)
Jens Kristian Kristiansen (†) (Dänemark)
Ulrich Lilie (Deutschland)
Dr. Alex Malasusa (Tansania)
Wilfred Megiroo (Tansania)
Dr. Peter Meis (Deutschland)
Prof. Dr. Elisabeth Parmentier (Schweiz)
Dr. David Rajendran (Indien)
Dr. Carsten Rentzing (Deutschland)
Jasmin Sakk (Indien)
Ann Svenningsen (USA)
Alfred Xaba (Südafrika)

Projektgruppe:

Arbeitsgruppe Lutherdekade
Themenjahr 2016

Johannes Bilz
Wolfgang Hainsch
Dr. Arndt Haubold
Susann Küster-Karugia
Christine Müller
Friedemann Oehme
Thomas Schuster
Christoph Seele
Michael Seimer
Ina-Maria Vetter
Andy Weinhold

Umschlaggestaltung: Andy Weinhold

Fotos: Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens
(Umschlag), Daniel Bahrmann (Gruppenbild),
Unukorno (Meißen, Stadtansicht)

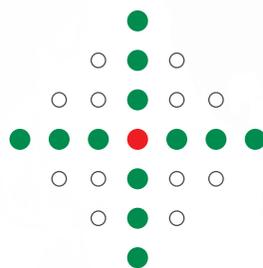
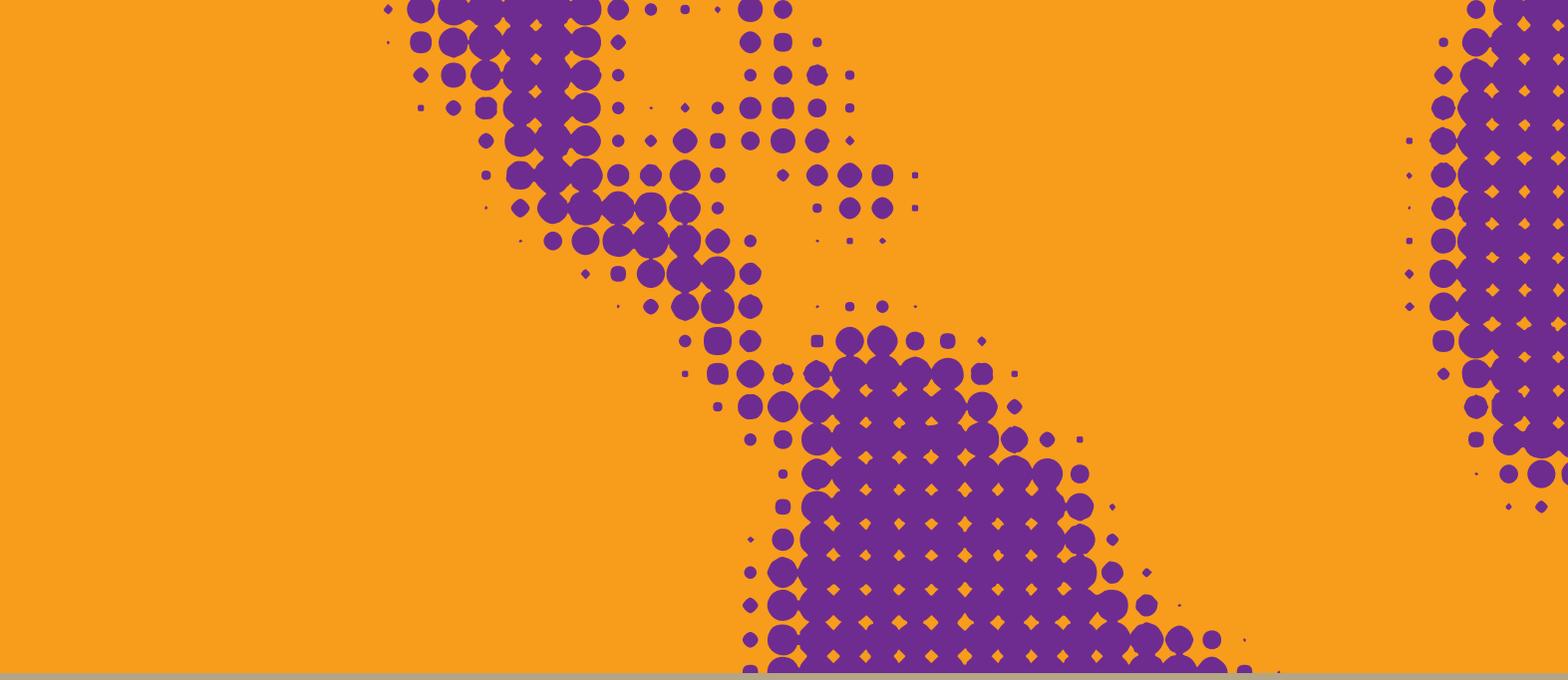
Zusammenstellung durch das:

Gemeinschaftswerk der Evangelischen
Publizistik (GEP) gGmbH
Frankfurt am Main
Geschäftsführer: Direktor Jörg Bollmann
Verantwortliche Redakteure, Innenteil:
Uwe Gepp (V.i.S.d.P.) / Reinhold Schardt
Veröffentlicht in:
epd-Dokumentation Nr. 9/2017
am 28. Februar 2017

Druck: Druckhaus Köthen

Als epd-Dokumentation zu bestellen bei:
Gemeinschaftswerk der Evangelischen
Publizistik (GEP)
Emil-von-Behring-Str. 3
60439 Frankfurt am Main
Telefon: 069 58 09 82 25
E-Mail: kundenservice@gep.de

oder als Sonderdruck bei:
Ev.-Luth. Landeskirchenamt Sachsens
OKR Friedemann Oehme
Lukasstr. 6
01069 Dresden
E-Mail: friedemann.oehme@evlks.de



Evangelisch-Lutherische
Landeskirche Sachsens

